

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**


## **Aus Hannover und Preussen**

**Albedyll-Alten, Julie von**

**Potsdam, 1914**

Zweites Kapitel

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-5696**



## Zweites Kapitel

### Daheim und draußen.

Welt, o Welt, wie bist du wunderweit,  
Wieviel Pfade hast du, glanzumflossen.

Am 2. Mai 1852 wurde ich konfirmiert, mit mir zugleich Anna Knigge und eine Anzahl anderer Knaben und Mädchen. Meine alte Granny begleitete mich zur Kirche, und die Feier war sehr schön, aber mir fehlten doch die Eltern sehr dabei, bei diesem wichtigen Lebensabschnitt hätte ich sie so gern um mich gehabt. Ich bekam viele Geschenke und, wie alle Altenschen Töchter, ein Armband, einen schlichten Goldreif mit meinem Einsegnungspruch: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“ Unser lieber Konsistorialrat hielt eine sehr schöne Rede und ich mußte von den Töchtern das Glaubensbekenntnis laut hersagen, es ging auch glücklich ohne zu stoßen, trotzdem ich große Angst hatte!

Einige Zeit vorher war die Nachricht eingetroffen von der Verlobung meiner Schwester Louise mit Lord Mandeville, dem ältesten Sohn des Herzogs von Manchester, und da die Eltern und sie selbst höchst glücklich schrieben, waren Großmütterchen und ich auch sehr vergnügt. Auch Miß Cuthbert ging in sehr gehobner Stimmung herum und freute sich, daß „the Beauty“, so nannte sie Louise immer, den guten Geschmack gezeigt hatte, einen „Englishman“ zu erwählen.

Mir fällt dabei ein seltsames Erlebnis aus Wilkenburg ein. Eines Tages kam eine alte braune Zigeunerin auf den Hof mit buntem Kopftuch und großen Ringen in den Ohren. Als sie uns vier Schwestern

sah, erklärte sie, uns wahrsagen zu wollen, worauf wir selbstverständlich gern eingingen. Sie sagte uns, wir würden alle in fremden Ländern leben und versprach jeder einen schönen Ehegatten. Als sie aber die Hand der kleinen Louise ergriff, rief sie erstaunt, das sei ein Glückskind, überm Meere würde sie heiraten, sie würde selten krank sein und immer glücklich. So ist es auch gekommen: in alle vier Winde sind wir Schwestern zerstreut, Helene nach Rußland, Louise nach England, Baldine nach Osterreich und ich der alten Heimat noch am nächsten, nach Preußen. Louise aber war wirklich ein Glückskind: zweimal heiratete sie englische Herzöge, Geldsorgen kannte sie nicht, ihre Gesundheit war stets vorzüglich und ihre Kinder hingen an ihr und bewunderten sie wie selten Kinder eine Mutter. Sie spielte politisch keine geringe Rolle, hat viele Länder gesehen und bereist, und als der Tod sie holte, da tat er es mit so milder Hand, daß sie sein Kommen kaum bemerkte.

Der Winter war noch ziemlich rasch vergangen, entgegen der Vorstellung, die ich mir im Herbst bei dem Abschied von den Meinen gemacht. Für die tanzlustige Jugend aber verlief er sehr wenig befriedigend, da es natürlich wegen des Todes des alten Königs sehr still herging.

König Georg war bekanntlich seit seinem 12. Lebensjahre blind, man sagte in Hannover, er habe damals mit seinem Geldbeutel hin und her geschleudert und dabei sein Auge unglücklich getroffen, das andere Auge sei in Mitleidenschaft gezogen und der junge Prinz ganz erblindet. Als er sich im Februar 1843 mit der Prinzessin Marie von Altenburg vermählte, schenkten meine Mutter und viele andere hannoversche Damen der jungen Braut einen großen gestickten Teppich. Er bestand aus vielen Vierecken, die unter die ihn stichenden Damen verteilt und dann zusammengesetzt wurden. Die einzelnen Stücke stellten farbenprächtige Blumensträuße dar und Lieblingsplätze der Prinzessin, meine Mutter mußte sehr fleißig arbeiten, um ihren Teil fertig zu bekommen. Später erhielt sie eine getreue Abbildung des Teppichs, in Aquarell gemalt.

König Georg und Königin Marie blieben vorläufig in ihrem Palais in der Adolfsstraße, wo sie seit ihrer Vermählung wohnten,

und zogen nicht in das Palais des verstorbenen Königs. Auch späterhin geschah dies nicht, es wurden in der Friedrichstraße zwei Häuser, von denen das eine bereits der Krone gehörte, zu einem Palais umgebaut und ein Jahr darauf bezogen. Sehr königliche Räume bot dieses Palais nicht, aber für größere Dinners und kleinere Ballfestlichkeiten war ausreichend Platz vorhanden, große Feste fanden im Residenzschloß statt, das prachtvolle Räume besaß.

Erst im Frühjahr, zum Geburtstag der Königin, kam wieder Leben in die Gesellschaft. Viele fremde Fürstlichkeiten kamen zum 13. April, in erster Reihe der Herzog von Altenburg, der Vater der Königin Marie, dann der Herzog von Braunschweig, Prinz Friedrich von Preußen, Stiefbruder des Königs, auch die Prinzen Solms-Braunfels und viele andere Gäste. Als Vorfeier war ein Konzert im Schloß und am Geburtstag selbst fand die erste Cour für die neuen Majestäten statt.

Die Damen erschienen bei solcher Gelegenheit in Schleppekleidern und trugen, nach englischer Sitte, einen Kopfschuß aus Spitzenbarben und den drei Prince of Wales-Federn, ein Schleier wurde nicht getragen, wie es am preußischen Hofe Sitte ist. Sehr niedlich sah es aus, daß die unverheirateten Töchter stets hinter ihrer Mutter hergingen, deren Rang sie teilten. Wenn eine Dame und ihre Töchter am Thron vorbeigegangen waren, so kam eine andere mit ihrer Mädchenschar an die Reihe, wie eine Henne mit ihren Küken.

Im Juni kamen unsere Reisenden zurück aus dem sonnigen Süden und erzählten viel von all dem Schönen und Neuen, das sie erlebt und gesehen. Papst Pius IX. hatte sie alle in Audienz empfangen, meine Mutter und Schwestern trugen dazu schwarze Seidenkleider und Spitzenschleier, sie sahen gewiß hübsch aus, denn Seine Heiligkeit hat nachher von ihnen als „la bella famiglia“ gesprochen, wie man ihnen später erzählte. Mein Bruder Carl, der nach bestandnem Abiturientenexamen in Berlin bei den Gardefürassieren eingetreten war, hatte sich auch in Rom eingefunden, um den Rest der Reise mitzumachen. Sie kamen über Paris zurück, um einen Teil der Aussteuer zu beschaffen, da Louisens Hochzeit alsbald stattfinden sollte. Sie sollte sehr groß werden wegen der vielen englischen Verwandten

Mandevilles und der zahlreichen Angehörigen unsererseits. In Wilfenburg fand nur der Polsterabend, ein größeres Diner mit darauf folgendem Tanz statt. Da der Saal im Haus zu klein für einen größeren Ball befunden wurde und das warme Juniwetter zudem mehr ins Freie lockte, so wurde auf dem Rasenplatz im Garten ein großes Zelt gebaut, in der die Festlichkeit stattfinden sollte. An dem Diner nahmen über hundert Gäste teil, nachher wurde das ganze Zelt mit Kronleuchtern und bunten Lampions beleuchtet und zum Ballsaal umgewandelt. Girlanden von Blumen und große Rosenbutetts schmückten den Raum und man sprach in der Umgegend noch lange von dem hübschen Fest. Die junge Braut, selbst wie eine Rose in ihrer blühenden Jugend, trug ein mattrosa Kleid und tanzte so recht nach Herzenslust. Wie schön ich mich mit meinen sechzehn Jahren unterhielt, brauche ich wohl kaum zu sagen. Einige Tage später war die Hochzeit in der Schloßkirche in Hannover. Louise fuhr mit ihrem Vater in die Kirche, der Galawagen wurde dazu aus Wilfenburg beordert. Diener und Kutscher in den weißroten Wappenfarben und die schweren Geschirre der Pferde in Rot und Silber machten sich recht stattlich. Brautjungfern waren wir drei Schwestern, wir trugen hellblaue Anzüge, Helenens war aus Seide, Baldinens und mein Kleid hellblau und weißgestreifter Mull. Die liebe Mutter hatte sie uns aus Paris mitgebracht, wir fanden uns prächtig, besonders ich, denn mein Gewand streifte zum ersten Male den Boden! Nach dem Hochzeitsfrühstück fuhr das junge Paar über Braunschweig nach Tirol, um dort ihren „honeymoon“ zu verleben. Da es sehr spät geworden, kam das junge Paar am Tag ihrer Abreise nur bis Braunschweig. Sie fanden dort alle Quartiere besetzt, und nur ein ziemlich armseliges Zimmer konnte ihnen in einem Gasthof angeboten werden, dessen Möbel sehr einfach, um nicht zu sagen schlecht waren. Der Besitzer des Hotels hatte aber von dem Diener meines Schwagers gehört, dieser sei der Sohn eines englischen Herzogs, der mit der Tochter des Grafen Alten auf der Hochzeitsreise sei, und er war ganz außer sich, ihnen keine bessere Wohnung geben zu können. Da kam ihm ein rettender Gedanke, er schickte zum herzoglichen Schloß und bat dort, ihm doch für das junge Paar ein paar hübsche

Möbel zu leihen. Die Bitte wurde auch erfüllt, und so schickte man aus dem Schloß schöne große Betten, einige bequeme Stühle, auch einen Tisch. Louise lachte sehr darüber, als sie uns später erzählte, sie habe ihren ersten Reiseaufenthalt in herzoglich braunschweigischer Pracht verlebt.

Wir aber kehrten nach Wilkenburg zurück, um dort den Sommer über ganz ruhig zu verbleiben. Baldine kam nicht wieder in ihre Pension nach Dresden, sondern erhielt eine deutsche Erzieherin, meine gute Miß Cuthbert aber verließ uns und ging nach England zu ihren Eltern zurück.

Im Sommer 1854 luden mich meine Schwester Louise und mein Schwager nach England ein, und meine Eltern erlaubten mir hinzureisen. Ich war sehr glücklich, denn ich bin immer gern gereist. Mein Vater brachte mich bis Calais, von wo mich eine alte Kammerfrau Louissens abholte. Die Überfahrt, obgleich kaum nennenswerte Wellen vorhanden, fand ich abscheulich, da bei mir schon die leiseste Bewegung genügt, um die greuliche Seekrankheit hervorzurufen. Wie freute ich mich aber, meine liebe Louise wiederzusehen. Es gab viel zu sehen und zu erleben, denn die „season“ war in vollem Schwunge. Oft und lange habe ich an den historischen Stätten gewelt, den ehrwürdigen Orten in London, wo man die Gegenwart vergißt und wo die Vergangenheit lebendig wird. Mein guter Schwager Mandy war immer bereit, mit mir zu gehen. Meine englischen Freunde meinten, daß der Krimkrieg der „season“ schade, die aus diesem Grunde lange nicht so animiert wäre wie in anderen Jahren. Für mich aber war die Londoner Geselligkeit höchst unterhaltend und belebt, ich kannte ja nur wenig dergleichen außer ein bißchen Lustigkeit in Hannover.

Im Juli verließen wir London und machten auf dem Lande einige Besuche. Wir waren bei verschiedenen Verwandten Mandevilles, die alle zu der kleinen Hannoveranerin sehr nett und freundlich waren. Unser erster Besuch war bei Lord und Lady Leigh in Stoneleigh Abbey. Wir trieben alle möglichen Arten von Sport. Das Schönste waren aber die Fahrten in die Umgegend, nach Warwick-Castle und nach Kenilworth. Im August setzten wir unsere Reise

nach Schottland fort, wo mein Schwager in Sutherlandshire ein Landhaus vom Herzog von Sutherland geliehen bekommen hatte. Durch Schottland fuhren wir zum größten Teil auf einer vierspännigen Coach, und so genoß ich den Anblick der schönen Gegend recht nach Herzenslust, aber den tiefsten Eindruck machten die historischen Schlösser auf mich. Wenn ihre Mauern sprechen könnten, was würden sie erzählen! Am Ziel unserer Reise angelangt, fanden wir ein entzückendes Häuschen, mit allem Komfort eingerichtet, es war mitten im Walde gelegen an einem rauschenden Bergfluß, der seinen Lauf in den Atlantischen Ozean nahm. Wir waren einige Wochen allein dort, dann kamen der Marquis of Stafford mit seiner Frau und noch mehrere andere Gäste. Ich sah dort auch zum ersten Male, wie man große Lachse fängt, es ist wohl fast eine Kunst zu nennen, wie der Angler in dem Waldbach von einem Stein zum andern geht, die Angelschnur langsam lockert oder anzieht, bis der große Fisch gelandet ist. Zum Schluß unseres Hochlandsaufenthaltes gingen wir nach Dunrobin Castle, des Herzogs von Sutherland Schloß am Meer. Der Blick von der bewaldeten Höhe auf die Landschaft war eigenartig schön. Ich bewohnte ein reizendes, kleines Zimmer und konnte von meinem Fenster das Meer sehen. Funkelnder Sonnenschein lag über dem blaugrünen Meer und der schönen schottischen Landschaft. Wie oft habe ich bedauert, kein Maltalent zu haben, um die schöne nordische Natur, die weiten, sturmbewegten Seen, die hohen Berge, die schlanken Birken und die vielen Ebereschenbäume mit ihren feurigroten Beeren skizzieren zu können. Wir jungen Mädchen machten oft von Dunrobin aus Landpartien zusammen und aßen dann im Freien. Bei einer solchen hieß es einmal: „Oh! Julie kann gewiß etwas Gutes kochen, die Deutschen verstehen es doch ausgezeichnet.“ Ich sagte dann auch mit Stolz, ich würde ihnen ein hannöversches Gericht, sehr schöne Kartoffelpuffer machen. Aber als ich zu kochen anfangen wollte, hatte ich die meisten Bestandteile dieses Gerichts vergessen und wußte nur noch, daß man unbedingt rohe geriebene Kartoffeln haben mußte. Ich blamierte mich denn auch gründlich, das Gericht, was ich kochte, wird den kleinen Engländerinnen keine große Mei-

nung von der deutschen Kochkunst beigebracht haben. Sie lachten mich denn auch tüchtig aus, und als ich nach Wilkenburg kam, lachte Dinchen Madensen noch viel mehr und zeigte mir, wie man ordentlich Puffer bäckt.

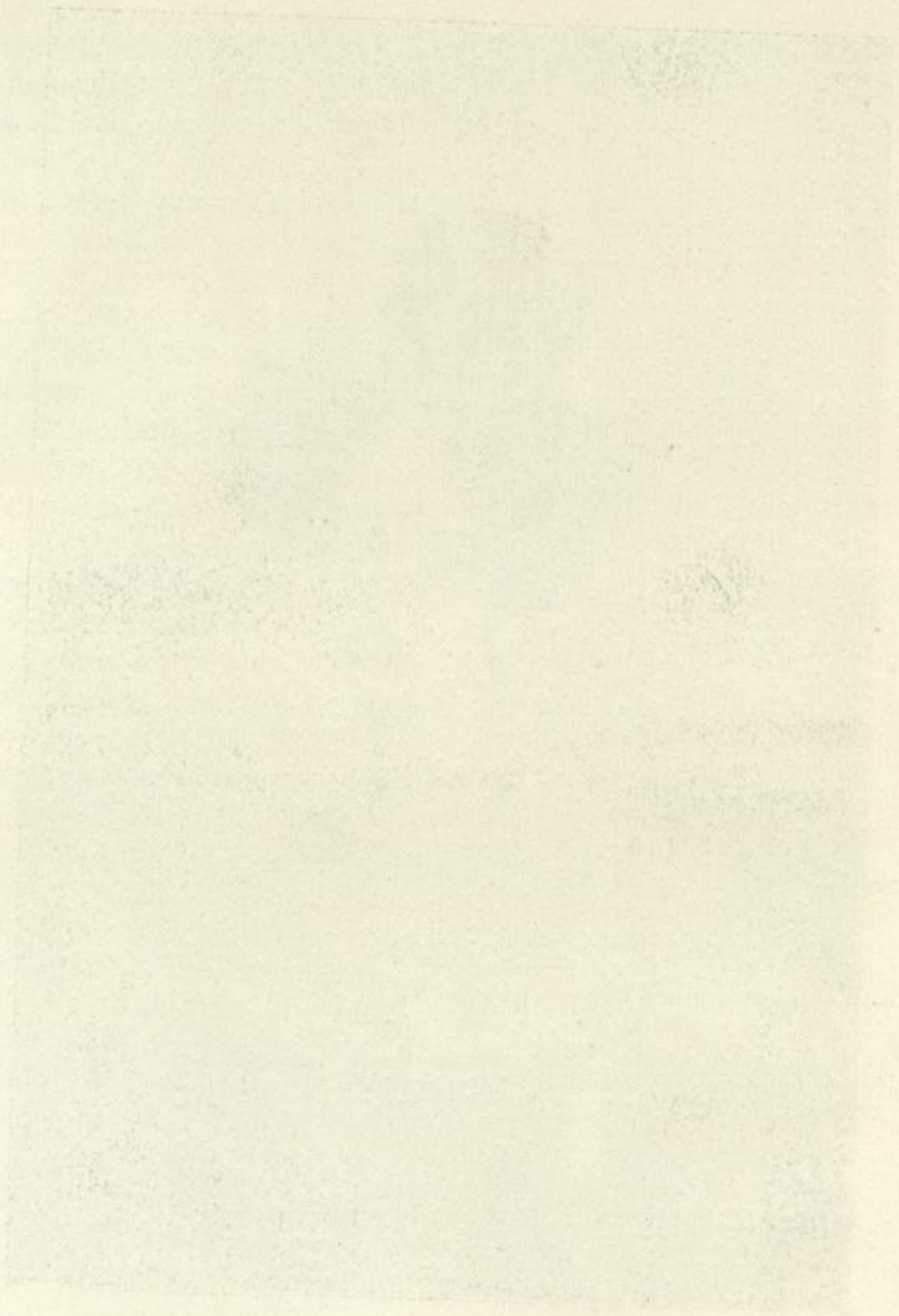
In Dunrobin traf ich eine gute Bekannte aus meinem Londoner Aufenthalt wieder, Lady Louisa Hamilton, sehr angenehm für mich unter den vielen mir anfangs noch fremden Menschen. Sie war Tochter des Marquis of Abercorn, heiratete später den Herzog von Buccleugh und wurde Oberhofmeisterin der Königin Alexandra von England. Viele, viele Jahre später sah ich sie als ältere Frau wieder bei der Beisehung unserer lieben Kaiserin Friedrich, als sie in Begleitung ihrer Königin nach Potsdam kam. In Dunrobin sah ich auch zum ersten Male meinen späteren Schwager, den Herzog von Devonshire, d. h. er hieß damals Lord Cavendish und war, da sein Großvater noch am Leben, noch nicht Marquis of Hartington, unter welchem Namen er nachmals so bekannt geworden ist. Er war dazumal noch sehr jung, schweigsam und verlegen, man konnte ihm den späteren berühmten Redner und Politiker nicht ansehen.

Anfang Oktober mußte ich das schöne Schottland und England zu meinem Bedauern verlassen. Louise gab mir die strenge Weisung, mich in London nicht aufzuhalten, denn die Cholera war Ende September in London ausgebrochen und herrschte sehr stark. Meine alte Begleiterin, dieselbe, die mich in Calais auf meiner Hinreise abgeholt, sollte mich nach Hannover zurückbringen. Wir kamen in London an, und als wir den Bahnhof verließen, um uns nach Cavendish Square zu begeben, kam uns ein seltsamer, unheimlicher Zug entgegen. Es war der Leichenzug einiger an der Cholera Gestorbenen, die zum Friedhof gebracht wurden. Es wurden immer sehr viel Choleratote zugleich beerdigt, und die den Transport begleitenden Männer trugen weiße Lederröcke und Masken vor dem Gesicht. Obgleich ich bis dahin keine Angst vor der heimtückischen Krankheit gehabt, so überkam mich bei diesem Anblick doch ein leises Grausen und ich beschloß daher, nur einen Tag in dem sonst so verlockenden London zu bleiben. Ich ging auch nur in der nächsten Nähe von Cavendish Square spazieren und besuchte einige Läden. Der un-





Hermine von Alten, geb. von Schminde. 1850  
Gemalt von Daffinger



THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
LIBRARY

heimliche Gast, die Cholera, gab mir doch zu denken und ich aß mein Diner in einiger Besorgnis, denn es bestand aus sehr ungesunden Gerichten. Der Koch glaubte, mich unter andern mit meiner heimatlichen Speise „Kartoffelpuffern“ zu erfreuen, und sie schmeckten mir auch recht gut. In der Nacht aber wachte ich auf, fühlte mich recht elend, glaubte Schmerzen zu haben und die Cholera zu bekommen. Die alte „housekeeper“ aber war eine sehr vernünftige alte Person, sie sagte, meine Glieder- und anderen Schmerzen seien Einbildung, und riet mir, so früh als möglich abzureisen. Sie hatte auch sehr recht, denn als ich in Dover ankam, war die Cholera vergessen und ein kräftiges Frühstück schmeckte mir vorzüglich.

In Wilkenburg kam es mir nun sehr einsam und still vor nach den wechselvollen Tagen in England und Schottland. Zur späten Hühnerjagd aber kam Carl auf Urlaub und es wurde nun wieder munter in unserm Kreis, zumal da mein Bruder bis in den November in Wilkenburg blieb. Ich ging auch manchmal zur Jagd, erlegte mitunter ein Rebhuhn und schoß noch viel öfter vorbei.

Im Winter 1854 aber gingen meine Mutter, meine Schwester Helene und ich auf einige Zeit nach Berlin, hauptsächlich um einer Quadrille zu Pferde beizuwohnen, in der Carl mitritt. Prinz Friedrich Wilhelm, späterer Kronprinz und Kaiser Friedrich, ritt in derselben Quadrille und daher gab der Prinz von Preußen nach dem Reiterfest, welches zu wohltätigen Zwecken stattfand, ein Souper, zu dem auch wir geladen waren. Wie oft habe ich an diese Soiree denken müssen, wenn ich 15 Jahre später in das liebe Palais kam und dann nicht mit Herzklopfen wie in diesen meinen jungen Jahren die Treppen hinaufging. Außerdem bat uns Carl, noch mit ihm den Opernhausball zu besuchen, der damals ein ganz neues Vergnügen der Berliner Ballsaison war. Der Glanzpunkt des Abends war mir, daß König Friedrich Wilhelm IV. in unsere Loge kam, um meiner Mutter guten Abend zu wünschen und sich eine ganze Weile mit ihr unterhielt. Ich erinnere mich noch sehr gut des freundlichen, hohen Herrn und der hinreißenden Liebenswürdigkeit, mit der er mit meiner Mutter, die doch eine Fremde für ihn war, plauderte. Kein Wunder, daß sie ihm so viele Herzen gewann.

Mein Vater kaufte nun bald in Hannover ein neues Stadthaus in der Friedrichstraße oder am Wall. Ein großes, altes, häßliches Haus, aber innen sehr behaglich.

Der Winter 1855 war ein besonders vergnügter, es wurden Bilder gestellt, viele Privatbälle gegeben und Schlittenpartien arrangiert. In damaliger Zeit huldigte die erste Gesellschaft Hannovers dem Schlittschuh- und Schlittensport mit besonderer Vorliebe, man hielt sie für elegante „Sports“ und es lag jedem daran, einen recht hübschen Schlitten mit gut trabendem Pferde zu besitzen. Helles Geläut und wehende Schlittendecken in den Wappenfarben des Eigentümers durften auch nicht vergessen werden. Viele Herren vom Zivil und der Diplomatie hatten eigne Schlitten und schöne Pferde, die jungen Offiziere fuhren ihre Reitpferde ein. Der Winter 1855 muß wohl sehr lange noch eine Schneedecke besessen haben, denn ich entsinne mich, daß vom königlichen Hof auch eine sehr gelungene Schlittenpartie unternommen ward, an der auch die Königin und ihre Schwester teilnahmen. Die guten Hannoveraner standen auf ihren Balkonen und an ihren Fenstern und eine große Menschenmenge war auf den Straßen, um sich den sehr schönen Zug der eleganten Schlitten anzusehen. Der königliche Marstall war berühmt durch sein prachtvolles Material an Wagen, Pferden und Schlitten. Die Vorreiter und Kutscher in scharlachroten Livreen, mit weißen Perücken der königlichen Gefährte, sahen sehr glänzend aus. Von den jungen Offizieren hatten sich eine Anzahl kostümiert und ritten neben dem Schlitten der Königin. Manche aber begleiteten auch die Schlitten ihrer Freunde und Bekannten oder solche, in denen eine junge Dame saß, die sie verehrten. Zum „Flirten“, wie man heutzutage sagt, eignete sich der Schlittensport ganz besonders, aber auch manch warmer Herzensbund fürs ganze Leben hatte seinen Ursprung im Schnee. Die jungen Herren forderten die jungen Mädchen auf, mit ihnen zu fahren, und es galt als Zeichen großer Beliebtheit, recht oft zu einer Schlittenfahrt engagiert zu werden. Wenn der Hof zu einer Schlittenpartie aufforderte, wurde bei der Einladung die Toilette, die man tragen sollte, genannt, meist war diese „Demi-toilette“ halbhoch, kurze Kleider trug man damals nie. Nach der

Fahrt fand meist ein Dejeuner statt, zu dem man dann auch eingeladen wurde, die Königin kleidete sich vorher dazu um und auch wir hatten dann Gelegenheit, unsere Hüllen abzulegen und die verdrückten Kleider zu ordnen. Der Schlittenpartner führte seine Dame auch zu Tisch, und meistens fand man im Toilettezimmer ein schönes Buffet seines Partners, mit seiner Visitenkarte versehen, vor.

Hannover war auch im Frühling noch sehr belebt, und war das Wetter warm, wurden Landpartien unternommen. Das Regiment der Garde du Corps hatte meist im Frühjahr Regimentsexerzieren und viele Reserveoffiziere kamen dazu. Diese jungen Herren gaben dann meist einen hübschen Ball, um sich für alle im Winter erhaltenen Einladungen zu revanchieren. „Sischers Garten“ hieß das Lokal, welches sie dazu wählten und sehr nett mit Blumen und Campions schmücken ließen. Ein Garten an der Herrenhäuser Allee gelegen, nicht weit vom Georgs-Palais und der Garde du Corps-Kaserne schräg gegenüber. Diese Frühjahrsbälle waren für die Jugend besonders hübsche Feste, man tanzte animiert und unterhielt sich gut und doch war es eigentlich nur ein bescheidenes Gartenfest. Viele gewandte junge Menschen machten die Honneurs und sorgten nach allen Kräften, daß jeder sich gut unterhielt und daß der Ball recht gelungen sei; da mußte es schon lustig sein! War der Monat Mai wirklich der schöne Monat Mai, so soupierte man im Freien, jedenfalls promenierte man vor Beginn des Tanzes im Garten herum und ließ sich den Hof machen. Die Offiziere erschienen in Überrock und Mütze, die tanzenden Damen in hohen Musselinkleidern, als Schmuck höchstens eine Schleife oder frische Blumen im Haar, man war ja so einfach in der damaligen Zeit! Meine Sommerkleider waren nicht schwer zu beschaffen, Waschkattun oder Perkal des Morgens und zu Tisch Mullkleider aller Art, rosa, blau oder geblümt. Eine Art Sommersaison für die Hannoveraner war in Norderney. Fast jedes Jahr kam unsere königliche Familie auf einige Wochen hin; sie wohnten dann im Logierhaus und gaben viele Dinners und Soireen. In der Nacht des Königs wurden häufig Fahrten auf der See unternommen und die dazu Geladenen sehr beneidet, ich konnte dies Vergnügen nicht mitmachen, da die Seefrankheit

mich nie verschonte. Aber auch viele Fremde kamen noch Norderney und es herrschte stets eine muntere Geselligkeit. Die Mitglieder der hannoverschen Hofgesellschaft trugen stets rote Flanelljacken, das war einmal so Sitte, sie sahen auch hübsch und schick aus.

Im Frühjahr 1857 war die Hochzeit Helenens mit dem Grafen Andree Bloudoff, Secrétaire de Légation an der russischen Botschaft in Hannover. Die Hochzeit konnte, da der Bräutigam der russischen Kirche angehörte, nicht in Hannover gefeiert werden und wir mußten dazu nach Berlin fahren. Mein Vater war leider zu unserer aller Betrübnis an seinem alten Leiden Gallensteinen erkrankt und konnte daher der Hochzeitsfeier nicht beiwohnen. Ich blieb bis zum Abend vor der Trauung bei ihm und reiste mit einem Nachtzug nach Berlin, ich war um 10 Uhr vormittags dort. Meine Geschwister Manchester waren von England gekommen, um der Trauung beizuwohnen, auch Vater, Bruder und Schwester des Bräutigams kamen aus Rußland. Die große, schlanke Helene war eine sehr schöne Braut im Schleier und Myrtenkranz. Von der Rede des Geistlichen verstand man natürlich kein Wort und sah insolgedessen nur die äußeren Zeremonien, das Halten der goldenen Kronen über dem Brautpaar, das Küssen der Kreuze und Bilder und die Geistlichkeit in ihrem prächtigen, goldgestickten Ornat. Die Kronen hielten die nächsten männlichen Verwandten abwechselnd; mein großer schlanker Bruder in seiner Garderassieruniform und der kleine Wladimir Bloudoff in seinem Diplomatenreß boten einen recht verschiedenen Anblick. Andree Bloudoffs Vater war im Rußland der damaligen Zeit eine sehr wichtige Persönlichkeit, er hat in der Geschichte seines Landes manch ein Wort mitgesprochen und galt für einen der gerechtesten und wahrheitsliebendsten Grandseigneurs Rußlands. Er war einer derjenigen Männer, der am eifrigsten bei der Abschaffung der Leibeigenschaft mitgeholfen hat, ein Standpunkt, den ihm manche seiner Landsleute noch heute, lange nach seinem Tode, nicht verzeihen können. Der Zar hielt jedenfalls sehr viel von ihm, und er wurde, obgleich er sich damals nicht mehr im aktiven Dienst befand, oft bei schwierigen Staatsangelegenheiten um Rat gefragt.

Meine Geschwister wollten gleich nach ihrer Hochzeit und nach einigen Tagen Aufenthalt in Paris nach London reisen, wohin Bloudoff vor kurzem versetzt war, aber es kam anders als sie dachten. In Frankreich, in der Nähe von Bar-le-Duc, hatten sie ein schweres Eisenbahnunglück. Es war ein Zusammenstoß zweier Züge und wenige Reisende kamen unverletzt davon. Helene hat oft später davon erzählt, wie schrecklich es gewesen sei, die vielen Toten und stöhnenden Verwundeten, wie Bloudoff ohnmächtig, aus einer tiefen Kopfwunde blutend, dagelegen und sie ihn zuerst für sterbend gehalten habe. Ein ernstes „Memento mori“ auf einer Hochzeitsreise! Die Verletzungen meines Schwagers stellten sich glücklicherweise als nicht bedenklich heraus, Helene war unverletzt geblieben. Ihre Nerven aber waren durch den Schreck doch sehr erschüttert, und es währte lange, bis sie ihn ganz überwunden hatte. Wir, die Familie Alten, aber hatten die Unglücksnachricht in der Zeitung gelesen und hatten große Angst um unsere liebe Helene, denn man sagte, daß alle Reisenden tot oder verletzt seien! Wie froh waren wir, als endlich, sehr verspätet, ein Telegramm eintraf und uns sagte, daß sie gesund und ihr Mann nur leicht verletzt sei.

Im Sommer 1858 fand auch Baldinens Verlobung statt. Der Bräutigam war Graf Grote-Breesse, ein junger Witwer, der aus seiner ersten Ehe ein kleines Töchterchen hatte. Im Januar war die Hochzeit. Die alte Paymann war mit der Heirat nicht einverstanden und meinte, Graf Grote sei viel zu ernst für das übermütige junge Ding. Er war zwar erst dreißig Jahre alt, machte aber einen viel älteren Eindruck wie seine Jahre, ebenso wie Baldine, die ausgelassen lustig und manchmal noch recht kindisch war, bedeutend jünger erschien. Als nun aber gar die Braut eine Viertelstunde im Wagen — ich war auch dabei — auf den Bräutigam warten mußte, weil dieser die Ringe vergessen hatte und umkehren mußte, sie zu holen, erklärte Pärerchen, dies sei ein schlechtes Omen und bedeute keine glückliche Ehe. Leider hatte sie nur zu recht, wie sich später zeigte.

Im Januar 1858 hatte die Vermählung der Prinzessin Royal von England mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen statt-

gefunden, was uns bei der nahen Verwandtschaft unseres Königshauses in Hannover sehr beschäftigte. Der Hochzeitstag des jungen Paares wurde durch ein Galadiner bei Hof gefeiert und die Neuvermählten blieben auf ihrer Durchreise nach Berlin 24 Stunden in Hannover. Die Prinzessin sah sehr kindlich aus, fast noch jünger wie ihre 17 Jahre, aber sie gewann sich im Fluge die Herzen aller derer, die den Vorzug hatten, mit ihr sprechen zu dürfen. Ein großer Charme lag in den lebhaften, klugen Augen, den ihre schöne weiche Stimme noch verstärkte. Damals ahnte ich nicht, wie oft in späteren Jahren mich mein Lebensweg mit der lieben Prinzessin zusammenführen würde, aber mein erster Eindruck ist nie von mir gewichen, und ich habe sie immer aus tiefstem Herzen bewundert und verehrt.

Im Herbst 1861 verbreitete sich die Nachricht von der schweren Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. in Hannover. Mein Bruder war gerade auf Urlaub in Wilkenburg, und da er sehr besorgt um seinen König war, so ritten wir jeden Morgen in die Stadt hinein, um uns bei der preussischen Gesandtschaft nach dem Befinden des Königs zu erkundigen.

Ein Jahr zuvor war die liebe Großmutter gestorben. Ihre Pflege war mir übertragen worden, da sie mich so sehr liebte und meine Mutter bei meinem kranken Vater bleiben mußte. Großmutter wohnte in Wilkenburg im Nebenhause, über der Bibliothek und dem Gartenzimmer. Die Fenster sahen in den Garten hinaus und lagen denen meines Vaters gegenüber, die ich oft in Sorge beobachtete. Eines Nachts, kurz vor Mitternacht, es war warm und die Fenster standen weit auf, hörte ich dreimal laut klopfen. Ich eilte schnell ans Fenster und rief hinunter, was man von mir wolle, erhielt aber keine Antwort, glaubte also, ich müsse mich getäuscht haben. Ich ging ins Krankenzimmer zurück und nach einigen Minuten klopfte es wieder laut und vernehmlich, dann schwieg es, um nach einer kleinen Pause zum dritten Male zu ertönen. Jedesmal lief ich an's Fenster, um nachzusehen, wer an die Tür pochte, sah aber niemand. Als ich den geheimnisvollen Ton zum dritten Male gehört, schickte ich die alte Kammerfrau der Granny ins andere Haus hinüber, um sich zu erkundigen, was er bedeute. Dort fand sie



aber alles still, und so war ich über meinen Vater beruhigt. 24 Stunden später schloß die liebe Granny auf immer die Augen. Da fiel mir das kleine Erlebnis wieder ein. Als man den Sarg der Großmutter schloß, hörte ich das Klopfen noch einmal. Drei Abende später war es, und das Klopfen geschah dreimal und klang genau so wie ich es ein paar Tage früher gehört hatte, als ich in der milden Herbstnacht am Fenster der lieben Verstorbenen stand.

Spuckagen hatte Wilkenburg natürlich auch, ein geharnischter Ritter in schwarzer Rüstung und auf schwarzem Roß sollte durch das eine Tor am Kirchhof hereingeritten kommen und drohend aus dem andern hinausreiten. Wenn ich als Kind in meinem Bett lag, habe ich manchmal des Nachts den bösen Ritter vorbeireiten hören, sein Pferd schnaubte wild und schwere Hufschläge donnerten über das Steinpflaster! Es wird wohl der Novemberwind, der um die alten Mauern tobte, und das Rauschen der sturmbewegten Bäume gewesen sein.

Im selben Jahre, 1862, wurde mein Schwager Bloudoff zum russischen Gesandten in Athen ernannt, und da es Helene Schwierigkeiten machte, mit ihren beiden kleinen Mädchen sofort dorthin überzusiedeln, so kam sie für den Sommer zu uns nach Wilkenburg. Im Winter reiste sie einige Monate nach dem Süden, und ich begleitete sie. Wir bewohnten in Nizza ein hübsches Haus in einer der Nebenstraßen der Promenade des Anglais, es hatte einen Garten voll Rosen, war mit Bougainwillia bewachsen und man sah aus seinen Fenstern das Meer, das blaugrüne Mittelländische Meer! Man konnte dem Menschengetriebe fernbleiben, wenn man wollte, und doch war die Promenade schnell zu erreichen. Vor einigen Jahren sah ich Nizza wieder und fand nicht mehr das Nizza meiner Jugend. Eine große Stadt war es geworden, mit Riesenhotels, unzähligen Automobilen und Tausenden von Menschen, die sich in seinen Straßen drängen und denen man nur zu sehr ansieht, wie wenig ihnen an der herrlichen Natur liegt. Für Unterhaltung war auch gesorgt. Die Karnevaltage mit ihren Blumen- und Konfettischlachten machten mir am meisten Spaß. Damals erhielt man noch schöne Blumensträuße zugeworfen und die Bonbons und Schokoladen in hübschen

Kästchen und Säcken. Heute hingegen kommt man mit Mehl bestaubt und mit bunten Papierfetzen behangen nach Hause, wenn man ein Karnevalsfest mitgemacht hat. Es war eben ein ruhigeres, eleganteres und angenehmeres Nizza, das läßt sich nicht leugnen, schön wird es aber immer bleiben, ob ein Menschengewimmel dort ist oder nicht, und fern vom Gedränge findet man noch schöne Wälder, in denen duftende Veilchen blühen und die graugrünen Olivenbäume leise rauschen, und weiße Dillen unter blauem Himmel, umgeben von Zitronen und Orangen. Durch die elektrischen Wagen und Automobile kann man dies alles heutzutage bequem erreichen, also haben sie doch auch ihre guten Seiten!

Während unseres Aufenthaltes im Süden heiratete mein Bruder Carl, der zu der preussischen Gesandtschaft im Haag kommandiert war, eine Holländerin, Caroline Groening van Zoelen, und nahm auf seiner Hochzeitsreise den Weg über Nizza, um Helene und mir seine junge Frau vorzustellen. Criel war reizend mit ihrem rötlichen, welligen Haar und den schönen Zügen, wir waren bald sehr befreundet mit ihr, denn sie war nicht nur durch ihre bildhübsche Persönlichkeit, sondern auch durch ihre lebhaft amüsante Art sehr gewinnend. Carl und Criel verließen Nizza bald, um noch eine Fahrt über Turin zu machen und dann langsam nach dem Haag zurückzukehren. Den ersten Teil der Reise begleitete ich sie.

Wir fuhren von Turin aus über den Mont Cenis in der Diligence, eine zauberhaft schöne Fahrt im wunderschönen Monat Mai, durch grüne mit Blütenbäumen bewachsene Täler. Am schönsten war aber die Fahrt bei Nacht im Vollmondschein, in der Ferne die schneebedeckten Berge! Das Ganze war wie ein Traum, so unwirklich und so märchenhaft. Von Aix-les-Bains ging es weiter nach Lausanne, wo ich wieder mit Helene Bloudoff zusammentraf. Ich blieb noch einen Monat mit meiner Schwester am Genfer See und genoß das Leben in der schönen Umgebung. Weitere Ausflüge konnte ich leider nicht unternehmen, da meine Schwester leidend war. Nach Montreux, Glion und anderen nicht zu weit entfernten Punkten begleitete mich die Bonne meiner kleinen Nichte, Mrs. Nathan, auch konnte ich in einem Ruderboot auf dem Genfer See fahren. So lernte ich

ihn denn in manchen seiner Launen kennen! Wenn er ruhig wie ein Silberspiegel dalag, mit dem schneebedeckten Mont Blanc und dem Panorama der italienischen und Schweizer Alpen im Hintergrund, war er herrlich, aber fast noch wundervoller bei Gewitter, wenn stahlgraue Wolken die fernen Berge verdeckten und weiße Schaumkämme auf dem dunklen Wasser tanzten. Und schön war es auch, wenn das böse Wetter vorüber, die Spitze des Dent du Midi wieder hervortrat und die Schneeberge im goldenen Sonnenschein dalagen. Im Juni begaben wir uns auf den Heimweg. Im Nebentupee reiste der Graf von Chambord, uns fiel schon in Bern, wo er einstieg, der vornehm und flug aussehende Herr auf. Die devote Art seiner Begleiter und die Anrede „Monseigneur“ erweckte unser Interesse, denn damals galt der letzte Bourbon noch als starker Konkurrent um die Krone Frankreichs. In Basel verließ er den Zug, nachdem er noch im selben Raume mit uns gespeist.

Im Laufe des Sommers wurde ich von meiner Freundin Ali Hardenberg, geborenen Gräfin Blome, die sich ein Jahr vorher verheiratet hatte, nach Holstein eingeladen. Ich freute mich sehr auf das Zusammensein mit Ali und den Aufenthalt in Holstein. In Kiel holte mich Graf Hardenberg mit einem Viererzug ab und in flottem Trabe fuhren wir durch die hübsche holsteinische Gegend mit ihren Buchenwäldern und schattigen Alleen nach Salzau. Wir waren viel auf dem Lande, bei Alis Eltern, auch in Panter, dem Landgrafen von Hessen gehörig, dessen Gattin, eine geborne Prinzessin von Preußen, sehr gesellig beanlagt war und viele Gäste bei sich sah. Zum Schluß meines damaligen Aufenthalts in Holstein gingen wir auf einige Tage nach Weißenhaus, das Ali Blomes Großvater, dem alten Grafen Platen-Hallermund, gehörte. Graf Platen besaß auch ein Haus in Hannover und war mit meinen Eltern sehr befreundet. Das Schloß war ein ziemlich einfaches, aber sehr geräumiges Landhaus. In seinem damaligen Zustand existiert es nicht mehr, viele Jahre später brannte es ab und wurde sehr schön wieder aufgebaut. Der größte Charme von Weißenhaus ist seine Umgebung, ein Park mit einer großen Ulmenallee, frische grüne Weiden und herrliche alte Buchenwälder. Die blauen Gluten der Ostsee gehen bis an den

Parf und vom „Eiß“, dem nahen Buchenwald, sieht man die Insel Sehmaru liegen und bei Nacht das Bliken des dortigen Leuchtturms! Mein schöner Aufenthalt in Holstein ging nur zu schnell zu Ende und weitere Einladungen aufs Land durfte ich nicht annehmen, da mich die Eltern nicht länger entbehren wollten. Ich war ja jetzt ihre einzige Tochter „at home“ und mußte versuchen, ihnen die anderen etwas zu ersetzen.

Den Sommer verbrachte Helene mit ihren Kindern auch noch zum Teil bei uns, um dann im Herbst nach Athen zu reisen. Es war eine lange Trennung, die uns bevorstand! Helene ist aber sehr gern in Athen gewesen, obgleich sie aufregende Zeiten dort erlebt hat, als die griechische Revolution ausbrach. Mrs. Nathan behauptete sogar, man hätte auf sie geschossen und sie habe sich flach auf den Boden werfen müssen, um den Schüssen zu entgehen. Sie beschrieb auch die abscheulichen Verwüstungen, die das wütende Volk angerichtet, wie die schönen Tiere des zoologischen Gartens getötet, in den herrlichen Parks die Bäume abgeschlagen, und die Blumenbeete zertreten seien, und wie sie dies alles gejammert und geärgert habe!

Einen Trost für den augenblicklichen Verlust Helenes bot uns das Wiedersehen mit Louise und ihrem Gatten, der seinen Vater verloren und nun Herzog von Manchester geworden war. Sie kamen im Winter 1863 auf mehrere Wochen nach Hannover, und wir verlebten eine sehr vergnügte Zeit zusammen. Im Frühjahr hatte ich eine böse Halsentzündung, nach welcher ich mich sehr lange noch recht schonen mußte. Der Arzt verordnete mir einen Aufenthalt an der See, und so reiste meine Mutter mit mir nach Scheveningen. Im Haag wohnten wir im Hause der Baronin Groening, Criels Mutter, die selbst nicht anwesend war, da sie den Sommer stets auf dem „Donã“, ihrem Landsitz an der Maas, zubrachte. Der Donã, den wir zum Schluß unsers holländischen Aufenthalts auch besuchten, ist ein altes Schloß an den Ufern der breiten Maas, mit einem schönen Park an dem weiten silberglänzenden Wasser. Das Schloß war voll sehenswerter alter Sachen: Gemälden holländischer Meister, Delfter Fayencen, chinesischem Porzellan und kunstvoll eingelegten Möbeln. Die stärkende Seeluft in Scheveningen machte mich bald wieder vollkommen gesund,

ich badete täglich im Meere und es boten sich mir mancherlei Unterhaltungen und Abwechslungen. Wir wohnten im Haag, wie ich schon erwähnte, und ich fuhr täglich zu meinen Bädern schon des Morgens nach Scheveningen. Die Königin von Holland und Prinzessin Friedrich der Niederlande, Schwester König Friedrich Wilhelms IV., mit ihrer Tochter sah man dort fast täglich, sie hatten an der See ihre hübschen bunten Pavillons und Zelte aufgestellt. Die Königin, erste Gemahlin König Wilhelms III. der Niederlande, war eine kluge unterhaltende Frau, es lag ihr sehr viel daran, einen möglichst großen Kreis interessanter Persönlichkeiten um sich zu versammeln. Sie führte eine ausgedehnte Korrespondenz mit vielen berühmten Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten. Prinzess Friedrich der Niederlande lud und auch nach dem „Bosch“ ein, wo sie mit ihrem einzigen Kind, der nachmaligen Prinzessin von Wied, residierte. Sie erinnerte sehr an ihren Bruder, den König von Preußen, hatte ganz seine leutselige Art, die einem sofort alle Befangenheit nahm, so daß man mit ihr ganz „à son aise“ war. Schloß und Park ist sehr schön und seit dem Tode der Prinzessin wieder im Besitz der holländischen Krone.

Mitte September waren wir wieder zu Hause angelangt. Die Herbstzeit in Wilkenburg hatte ich immer besonders gern, es kamen stets Freunde meines Bruders zu den Jagden, auch viele ältere Herren fanden sich um diese Zeit bei uns ein. Es wurde spät diniert, und nach Tisch saß man gemütlich am brennenden Kamin und sprach von alten und neuen Zeiten. Bismarck gab den kleinen deutschen Staaten schon damals viel zu denken auf, und man diskutierte häufig über den aufgehenden Stern. Ich sah ihn zum erstenmal auf einem Ball in Hannover, damals war er noch Herr von Bismarck-Schönhausen, er hatte auf der Durchreise von Paris bei seinem Freunde, dem Oberhofmarschall Herrn von Malortie, diniert, der am Abend einen Ball gab. Sein Erscheinen in Hannover wurde sehr besprochen, da sein Ruf als Vertreter Preußens in Frankfurt am Main alle Staaten Deutschlands gewaltig hellhörig gemacht hatte.

Leider holte ich mir beim Schlittschuhlaufen im Winter wieder eine tüchtige Erkältung. Im März wurde ich endlich von meinem zweimonatlichen Hausarrest befreit und konnte an lebenden Bildern

teilnehmen auf einem hübschen Feste, das Knigges in ihrem neuen Haus, dem früher gräflich Wangenheim'schen Palais am Georgplatz gaben. Bei diesem Feste war auch als Gast zugegen der spätere Hofopernsänger Nieman. Ich muß wohl damals eine recht hübsche Figur gehabt haben, denn er sagte bewundernd als ich in dem Rokoko-Kostüm, in dem ich im lebenden Bilde stehen sollte, durchs Zimmer ging: „Donnerwetter, ist die hübsch gewachsen.“ Dieses Kompliment, das gar nicht für meine Ohren bestimmt war, machte mir viel Spaß!

Man verstand es gut im alten Hannover sich nett und harmlos zu unterhalten. Am Hof herrschte große Eleganz und die peinlichste Ordnung, Herr von Malortie war ein Meister in seinem Fach und andern deutschen Höfen ein nachahmenswertes Vorbild. Einmal aber entsinne ich mich eines fürstlichen Gastes, der unsern steifen hannöverschen Hof nahezu zur Verzweiflung brachte, dies war die Großfürstin Vera von Rußland, nachherige Herzogin von Württemberg. Damals war die hübsche, junge Prinzessin ungefähr elf Jahr alt und zeichnete sich durch große Ungezogenheit und Eigensinn aus. Sie gehorchte keinem, lachte alle, die sie zurechtweisen wollten, aus und wurde schließlich so unbändig, daß die Königin befahl, sie müsse in ihrem Zimmer eingesperrt bleiben und dort auch allein essen. Das unartige Mädchen aber warf, als sie sich allein befand, schleunigst die silbernen Schüsseln nebst Gabeln und Löffeln aus dem Fenster auf die Straße, wo dieser heruntergeschneite Reichtum vermutlich Aufsehen erregt hat. Sie mußte nun von Zinntellern essen, was sie gewiß nicht sehr gestört hat.

1865 gingen wir nicht nach Hannover, sondern blieben in Wilkenburg, wo uns Helene im Frühjahr besuchte, Bloudoff war als russischer Gesandter nach Dresden versetzt worden. Sie blieb lange bei uns und im Sommer begleitete ich sie und ihre beiden kleinen Töchter nach Ostende. Die Kinder hatten mich mit dem Keuchhusten angesteckt, und wir sollten uns nun alle zur Nachkur an die See begeben, kamen auch ganz gesund von dort heim. In Ostende, wo es dazumal noch keinen solchen Welttrubel gab, amüsierte ich mich sehr gut und lernte viele Russen, zum Teil interessante Leute, kennen. Den Dichter

Puschkin, General Richter, den Gouverneur des Thronfolgers von Rußland, und noch manche andere.

Im Herbst des Jahres 1865 kam Prinz Albrecht von Preußen zum Besuch unseres Hofes nach Hannover. Es wurde sehr viel über diesen Besuch gesprochen, und viele glaubten, daß der Prinz an eine Ehe mit einer unserer Prinzessinnen dachte, die beide erwachsen und sehr hübsch waren, groß und schlank mit der schönen Gestalt ihrer Mutter, der Königin Marie. Es kam aber nicht zu einer Verlobung, der Prinz reiste bald wieder ab, denn man war ihm sehr wenig entgegenkommend begegnet. Die vernünftig und ruhig denkenden Hannoveraner waren aufrichtig betrübt darüber, die Preußenhasser triumphierten. Wer weiß, ob Hannover sich nicht noch im Besitz seines Herrscherhauses befände, wenn preußischer Einfluß vor 1866 größer geworden wäre. Österreichische und süddeutsche Sympathien, die sehr von den Hannoveranern kultiviert wurden, haben ihnen, wie die Geschichte später gezeigt, nur Schaden gebracht!

Der Winter und Frühling 1866 verlief uns in Wilkenburg sehr still, wir erhielten aber viel Besuch aus Hannover, oft schon morgens. Unser treuester Gast war Onkel Slicher, der, da er lange Spaziergänge liebte, meist zu Fuß nach Wilkenburg herauswanderte. Dieser langjährige Freund meiner Eltern war schon viel im Hause meines Großvaters Schminde gewesen, der mit seinem Vater sehr befreundet war, und ihn, Louis Slicher, hatte aufwachsen sehen. Herr von Slicher stand in hannoverschen Diensten, war mehrere Jahre Flügeladjutant des Königs Georg, hatte aber schon einige Zeit vor 1866 den Abschied genommen. Zum ersten Frühstüd also schon erschien manchmal Onkel Slicher und brachte alle Neuigkeiten des lieben Residenzstädtchens mit. Mein Vater und er politisierten eifrig, kamen aber immer zu demselben Resultat, daß unser Preußenhaß uns noch sehr schädlich werden könne, da wir zu sehr dessen Enclave, und daher von ihm abhängig sein mußten.

So rückte der verhängnisvolle Sommer 1866 heran, mein Bruder, noch im Haag bei der preußischen Gesandtschaft kommandiert, erwartete seine baldige Rückberufung zu seinem Regiment. Im Juni wurde er zu den Potsdamer Garde-Ulanen versetzt. Man munkelte schon stark

von einem Kriege zwischen Österreich und Preußen, obgleich diese beiden Länder noch vor kurzem einmütig gegen Dänemark gefochten. Ich fuhr in dieser Zeit häufig nach Hannover, um meine Freundin Anna, die seit einigen Jahren mit dem Grafen Schulenburg verheiratet war und jetzt auf Besuch bei ihren Eltern weilte, zu sehen. Eine hübsche Fahrt von dreiviertel Stunden brachte mich über Döhren durch die Wiesen nach der Stadt und ich fuhr natürlich zuerst bei Knigges vor, um die neuesten Nachrichten zu hören und mit Anna zu plaudern. General von Slicher hatte seine Wohnung auch bei seinen Geschwistern erhalten in deren neuem Hause, und wenn ich Anna oder die Baronin Knigge nicht zu Hause fand, so holte ich mir die neuesten Nachrichten von Onkel Louis, wie der gute Herr von Slicher von uns wie von seinen wirklichen Neffen und Nichten stets genannt wurde. Bei einem meiner Besuche hörte ich die erstaunliche Nachricht, daß Österreich seine Absicht kundgetan habe, die schleswig-holsteinische Frage an den Bundestag zu verweisen, und daß es die Regierungen auffordern würde, ihre Armeekorps mobil zu machen. Das sah einer Kriegserklärung der Bundesstaaten an Preußen bedenklich ähnlich, und man nahm an, daß der kluge Bismarck es wohl verstehen würde, die Sache zum Vorteil seines Landes zu benutzen. Es kam wirklich, wie man vermutet hatte. Nach diesem Schritt des Wiener Kabinetts wandte sich Bismarck an die deutschen Regierungen, um ihnen seine Absichten klarzulegen. So kam die Frage auch an unser Land Hannover! Die Schlagfertigkeit der deutschen Mittelstaaten mußte man in Preußen wohl unterschätzt haben, denn die preußischen Truppen wurden hauptsächlich in Schlesien und Sachsen konzentriert. Man hatte zu gewärtigen, daß Hannover und Kursachsen sich Österreich anschließen würden. In Hannover war Anfang Juni schon die größte Aufregung, wie der Entschluß König Georgs ausfallen würde. Die Verständigen unter den Hannoveranern sagten sich: „So eingeschlossen, wie unser Land von Preußen ist, kann uns ein Mitgehen mit Österreich auf die Länge doch nichts nützen.“ Wir glaubten aber annehmen zu müssen, daß die Antipreußen ihre Ansichten durchsetzen würden und unser Land der Bundesgenosse Österreichs werde. Bis zu der Zeit, da Bismarck mit dem Plan eines deutschen Parlaments



hervortrat, hatte er in Hannover und Kurhessen noch viele Sympathien gehabt, unser König glaubte darin aber eine Schmälerung der Souveränitätsrechte der deutschen Fürsten zu sehen und beschloß, sich von Preußen abzuwenden. Alle Versuche, ihn umzustimmen, blieben erfolglos. Am 15. Juni übergab der preußische Gesandte das Ultimatum seines Landes, welches die Bedingung enthielt, die königlichen Truppen sofort auf den Friedenszustand vom 1. Mai zurückzuführen und den preußischen Reformvorschlägen beizutreten. Dafür wollte Preußen Hannovers Souveränitätsrechte sicherstellen. Allein König Georg zögerte, bis es zu spät war, und dabei waren unsere Truppen keineswegs marschbereit! Der König verließ sehr rasch Hannover, um die Rüstungen seiner Armee in Göttingen weiter zu betreiben, Preußen aber ließ uns keine Zeit dazu. Kaum war die sehr eilige Reise unsers Herrschers nach Göttingen erfolgt (sie wurde so rasch beschlossen, daß ein Generaladjutant ohne Degen auf der Bahn erschien, so wurde wenigstens allgemein erzählt), da waren die Preußen auch schon im Lande.

Dem König von Preußen war der Gedanke eines Krieges außerordentlich schwer geworden, wie er auch in seinem schönen Aufruf „An mein Volk“ sagte. Würdevoller, tapferer und schöner hätte er nicht sprechen können, wie unendlich schwer muß dem gütigen Herrscher dieser Bruderkrieg geworden sein, Deutsche sollten ja gegen Deutsche kämpfen!

Wilkenburg lag zwischen zwei Heerstraßen, der Göttinger und der Hildesheimer Chaussee, so daß wir den Marsch der ganzen Truppen verfolgen konnten. Auf einer Anhöhe an der Pappelallee, die auf unsern Hof führte, lag eine Mühle, dort ging ich hin, um sie vorbeimarschieren zu sehen. Am 16. Juni kamen unsere Regimenter durch Wilkenburg und nahmen selbstredend alle Gespanne, die sie irgendwie aufstreifen konnten, um ihren Train so rasch wie möglich zu befördern! Mein Vater war begreiflicherweise zu jedem Opfer bereit und gab her, was nur irgend möglich, an Pferden und Surage, denn wie ich schon sagte, war unser Heer keineswegs kriegsfertig, als das Ultimatum eintraf, und es fehlte an den nötigsten Transport- und Nahrungsmitteln.

Die Regimenter, die bei uns haltmachten, wurden so gut bewirtet, wie es in der Eile nur irgend möglich war, manch Verwandter und guter Freund war unter ihnen, von dem ich Abschied nahm, und manch einer kehrte nicht zurück. Am 16. Juni sah ich bei sinkender Sonne die letzten Cambridge-Dragoner am Horizont verschwinden und schon nahen von der anderen Seite die feindlichen Truppen, denn Vogel von Falkenstein hatte keine Zeit unnötig vergehen lassen, bevor er in Hannover einrückte. Goeben mit seinen 14000 Mann von Minden kommend, eilte, um Göttingen zu erreichen und König Georgs Vereinigung mit den Bayern zu verhindern. Nun kamen die Preußen nach Wilkenburg! Die Paderborner Husaren, die schon einen weiten Marsch gemacht, waren auf dem Gut und in der Umgegend in der Nacht vom 16. zum 17. Juni einquartiert. Mein Vater kannte mehrere Herren des Regiments und man hätte sich in Friedenszeiten träumen können und sich einbilden, eine harmlose Manövertruppe zu verpflegen. Die Husaren wären, wenn sie nicht Feinde, uns sehr angenehme Gäste gewesen und stellten alle nötigen Anforderungen in der höflichsten und bescheidensten Weise, vom Kommandeur bis zum einfachen Husaren. In der Frühe vor dem Ausrücken spielten die Trompeter einige lustige Stücke, an denen mein Vater aber keine große Freude hatte! Sein hannöversches Herz tat ihm weh, er sah auch wohl mit richtiger Beurteilung in die Zukunft und sah dort für sein armes Land wenig Erfreuliches. Mit den Husaren und ihrem Train verschwanden aber unsere letzten Pferde, nur die Fuchse meiner Mutter entgingen dem Schicksal mit in den Krieg zu müssen. Unser Inspektor hatten die beiden schönen Goldfüchse, die die Lieblinge meiner Mutter waren, des Nachts heimlich auf die Weide treiben lassen, wo sie sich ihrer Freiheit freuten und herumtollten. Die Koppel war sehr groß und hatte im Hintergrunde Wald, so daß sie schwer entdeckt werden konnten. Wir waren nur zu froh sie zu behalten, denn sonst hätten wir keine Möglichkeit gehabt, die Stadt schnell erreichen zu können oder im Krankheitsfalle den Arzt holen zu lassen. Meiner Eltern und meine Gefühle waren doch aber etwas geteilt, da mein Bruder mit seiner preußischen Gardeulanenschwadron nach Böhmen marschieren mußte, also auf der feindlichen Seite kämpfte.

Er selbst war ein begeisterter Preuße, aber er war doch froh, in Österreich und nicht gegen Hannover kämpfen zu müssen.

Von den hannöverschen Truppen aber drangen immer mehr Gerüchte zu uns, oft der beängstigendsten Art für die Unserigen. Den günstigen Augenblick, den sie am 24. hatten, die schwachen Truppenteile, die ihnen gegenüberstanden, beiseitezuschieben, versäumten sie. Zugleich aber ging nach Langensalza der Befehl, zum Angriff zu schreiten, es kam der Tag von Langensalza, an dem so viele tapfere Hannoveraner den Tod fanden und trotz ihres glorreichen Sieges doch am 28. der Übermacht der Preußen weichen mußten. König Georg, der kaum noch auf einige Tage mit Lebensmitteln versehen war, mußte seine Zustimmung zu einer Kapitulation geben. Am 29. kam es zu dem Vertrag, der uns Hannoveraner schwer traf: unsere tapferen und siegreichen Soldaten mußten die Waffen niederlegen, König und Kronprinz mußten außerhalb Hannovers ihren Wohnsitz wählen, den Offizieren wurden auf ihr Versprechen, nicht gegen Preußen zu kämpfen, ihre Waffen gelassen. In der darauf folgenden Zeit habe ich öfter Gelegenheit gehabt einige derer, die bei Langensalza so tapfer gefochten, zu sprechen. Tief traurig waren sie, daß der Sieg, der mit so blutigen Opfern errungen war, so ganz vergeblich gewesen sei, und oft habe ich den Ausspruch gehört: „hätten wir doch Preußens Ultimatum angenommen, dann hätten wir noch unsere Selbständigkeit und unser König wäre nicht im Exil!“

Vom Kriegsschauplatz in Böhmen verlautete nichts. Es folgten lange, bange Tage um den Sohn und Bruder, denn wenn auch die Kreuzzeitung die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz beschrieb, so waren diese Nachrichten, bis sie zu uns gelangten, keineswegs mehr „Neue Nachrichten“ zu nennen. Später aber erhielt ich viele Briefe, von meinem Bruder, die er in Form eines kleinen Tagebuchs geschrieben hatte und so mag er denn selbst einige seiner Erlebnisse aus dem Jahr 1866 erzählen.

Hotel du Nord, Berlin.

Meine Uniform ist fertig, sie sieht zwar noch nicht sehr berühmt, aber das war bei der Eile auch nicht zu erwarten. Ich zog sie schnell

an und ging ins Palais, wo ich Lehndorff im Dienst beim König fand. Ich war noch nicht fünf Minuten im Zimmer, als der König zufällig hereinkam, der Lehndorff einen Auftrag geben wollte. Ich gab nun meinen Brief in seine Hände und sprach ihm meinen tiefgefühlten Dank für seine große Güte aus, und sagte, ich hoffe ihm meine Pflichttreue als preußischer Soldat beweisen zu können. Der König gab mir die Hand und sagte freundlich: „Davon bin ich überzeugt.“ Ein seltener Glücksfall, daß ich den König so traf, es kommt höchstens alle acht Tage einmal vor, daß er ins Adjutantenzimmer kommt. Das muß für mich ein gutes Omen sein. Um fünf Uhr esse ich heute bei Perponcher und zu heute Abend bin ich zu Frau von Boyen eingeladen, wo der König zum Thee hinkommen will. Lehndorff wünschte mir Glück und meinte, ich habe eine der besten Schwadronen in der Gardekavallerie bekommen. Momentan liegt sie in der Nähe von Potsdam in einem Dorf, dessen Namen ich noch nicht weiß.

2. Juni.

Heute las ich in der Zeitung, daß ich die Schwadron bei den Ersten Garde Ulanen erhalten habe. Mein Vater schenkt mir ein sehr schönes Pferd und wünscht mir alles Gute. Er ist selig, daß ich die Schwadron bekommen habe, mir hingegen ist bei aller Freude doch manchmal das Herz etwas schwer.

4. Juni.

Mein Regiment ist seit vierzehn Tagen schon aus Potsdam marschiert und liegt einige Meilen vor Berlin an der Anhalter Bahn, morgen geht es weiter. Ich führe die vierte Schwadron, habe noch ein paar Tage Urlaub genommen und reise dann dem Regiment nach, treffe es in seinem nächsten Quartier. Dieses wird vermutlich irgendein Nest an der Berlin-Dresdener Bahn sein, vielleicht fünf Meilen von hier. Ich fahre dann mit der Bahn an die nächste Eisenbahnstation, wo ich mein Pferd besteige und mich zu meinem Regiment begeben. — —

Ich bin unterwegs und schreibe in der Eisenbahn, es war so viel zu tun, daß ich kaum meine Gedanken zusammenhalten konnte.

Hoffentlich gibt es auf der nächsten Station etwas zu essen, denn ich habe tüchtig Hunger.

#### Elsterwerda.

Es war ein anstrengender Tag, dieser erste Marschtag. Ich bin froh, daß er vorüber und daß ein ziemlich einladendes Bett mir winkt. Um fünf Uhr kam ich an der Station an und hatte recht viele Schwierigkeiten mit der Ausladung meiner Pferde, bevor ich mich auf den Weg machen konnte. Drei oder vier Meilen lagen noch vor uns, und ich war froh, als am Horizont am roten Abendhimmel die Türme der kleinen Stadt auftauchten, die das Glück hat, mich heute in ihren Mauern zu bergen. Nach meiner Ankunft mußte ich natürlich erst für meine Leute und Pferde sorgen, als ich sie gut und behaglich untergebracht, verspeiste ich ein Abendbrot von Schinken und Eiern und nun geht es zu Bett.

#### Schloß Guteborn bei Ruhland.

Gestern Nacht waren meine Pferde so müde, daß ich erst heute früh um  $\frac{1}{2}$  7 Uhr aufbrach, allerdings kam ich dadurch in die größte Tageshitze hinein und holte mir tüchtige Kopfschmerzen. Ich fand in Ruhland den Kommandeur vor, der mir sagte, meine Schwadron läge in Guteborn. Ich bat den Kommandeur, einen Tag und eine Nacht in Ruhland bleiben zu dürfen, um den nächsten Morgen mit ihm nach Guteborn reiten zu können. Dann aß ich mit meinen neuen Kameraden zu Mittag und versuchte trotz meinem Kopfweh liebenswürdig und unterhaltend zu sein. Vor der Stadt fand ich einen Gasthof und einen Stall, das Bett sah ziemlich greulich aus, nachher legte ich mich auf Stroh, über das ich meinen Waterproof gebreitet hatte, und deckte mich mit einer Pferdedecke zu. In Sachen, die mit Pferden in Berührung gekommen, kriechen ja keine Wanzen oder anderes Ungeziefer. Den nächsten Morgen übernahm ich meine Schwadron, sie hielt in Linie, der Kommandeur übergab sie mir mit einer kleinen Rede, worauf ich meinen Säbel zog und das Kommando übernahm. Meine Stimme klang auch ganz schön, obgleich ich vier Jahre kein Kommandowort gesprochen habe. — Dann ging es nach Guteborn

wo ich im Schloß logiere. Das schöne, alte Gebäude gehört einem Prinzen Reuß, ich habe ein Quartier wie ein kommandierender General, zwei Salons mit antiken Möbeln und ein bequemes riesengroßes Schlafzimmer, von dessen Fenstern ich auf einen schattigen Park und einen dunklen See blicke. Hoffentlich bleibe ich einige Tage hier.

Dienstag, Sella bei Ruhland.

Mein schönes Schloß ist fort und der kühle Park, und ich schreibe in einem kleinen Dorf eine halbe Meile davon entfernt. — Ich sitze in einem glühend heißen, engen Zimmer und bin mit meinem Schicksal sehr unzufrieden. Mußte 60 Pferde aus Guteborn nehmen, weil sich dort der Stab einquartieren will, ein Dorf in der Nähe ist gänzlich abgebrannt und so fehlt es an Unterkommen für denselben. Ich bin immerfort unterwegs, um meine Pferde halbwegs anständig unterzubringen, was sehr schwer ist. — — — Endlich sind sie glücklich unter Dach und Fach, sie sind in guter Condition, und ich finde, daß ich meine Sache als Schwadronschef recht gut mache, nur habe ich mich schon ganz heiser geschrien! Ich fühle mich sehr selbstständig, habe sogar eine Kompanie Jäger noch unter meinem Befehl. Ein ganz großes Tier bin ich! —

Mittwoch.

Gestern Abend bekam ich den Marschbefehl zu heute früh, und wenn mein gestriges Quartier manches zu wünschen übrig ließ, so war es golden gegen das heutige! Kein Tisch, kaum ein Stuhl und eine alte Bettstelle, in die Stroh gestopft ist. Es würde mir schlecht gehen, ohne meine Gummidecke und mein Plaid. Morgen werden wir wohl über Muschholz kommen, wenn es der gute alte Prinz Friedrich wüßte, würde er mir gewiß ein schönes Diner vorsetzen lassen und dazu eine Flasche Wein aus seinem Keller. Eben bringt mir ein Jäger einen von ihm gefangenen österreichischen Spion. Zuerst wußte ich nicht, was mit ihm anfangen, aber da wurde er auch noch frech, und so schickte ich ihn an den Avantgarden-Kommandanten; was nun aus ihm wird, weiß ich nicht. —

Muschholz.

Heute liege ich in Quartier bei einem Förster des Prinzen Friedrich, der sehr gut für mich sorgt und bei dem es sehr nett ist.

Güntersdorf an der Berlin-Breslauer Bahn.

Endlich habe ich mal wieder eine Zeitung in die Hände bekommen! Obgleich die Zeitungsexpedition in Berlin mir erklärte, ich würde sie täglich erhalten, habe ich bis jetzt kein Blatt zu sehen gekriegt. — Wie wirr sieht es in Deutschland aus: Hannover, Hessen, Sachsen voll von preußischen Truppen und noch nicht ein Schuß gefallen!

Ober-Dominium in Ober-Schreibersdorf bei Lauban.

Dieses große Dorf ist reizend, in einiger Entfernung das Riesengebirge, links der Zotten und überall schöne Felder und frische grüne Weiden. Wie sieht es in der Welt aus! aber unsere Lage scheint keine schlechte zu sein. Hannover, Sachsen und Hessen in unseren Händen, verlassen von ihren egoistischen Herrschern die mit ihren Juwelen und Schätzen abgereist sind, nachdem sie ihr Land in eine so fatale Situation gebracht haben. General Rheinbaben, den ich heute besuchte, teilte mir mit, daß man in Sachsen unsere Truppen mit offenen Armen empfangen habe. Sogar Wagen mit Proviant und Hafer, die die Preußen begleiteten, schickte man zurück, mit der Bemerkung, man wolle schon selbst für sie sorgen!

Schönfeld. Sachsen.

Heute haben wir unter dem lauten Hurrah meiner Schwadron die sächsische Grenze, in Form eines kleinen Baches passiert, ich ritt unter dem Blasen der Trompeten in Feindesland ein.

Schönfeld. Sachsen.

Wir exerzierten gestern früh ganz friedlich in der Nähe von Lauban, als plötzlich der Befehl eintraf Nachmittags zu marschieren. Ich ging in mein Quartier, ließ füttern und die Leute essen, und wir marschierten los. Wir hatten zwei Meilen Marsch und also mit unserer Morgenarbeit genügend Ermüdung. Wenn aber die

Pflicht ruft, heißt es darüber schweigen und so ging es weiter, bis wir an dieses gräßliche Nest kamen, gegen das die Orte des „Wendenlandes“ herrlich sind. Außerdem mußten wir erst noch neue Befehle vom Hauptquartier des Prinzen Albrecht abwarten. Ich konnte nirgends ein Unterkommen finden und lehnte mich in meinen Mantel gewickelt an einen alten Baum, um mich etwas auszuruhen. Heute morgen ging es weiter.

#### Grottau. Böhmen.

Jetzt bin ich in Böhmen, und sehe zum ersten Mal, wie hart der Krieg eigentlich ist. Bei jedem Schritt begegnen uns traurige Gesichter und verweinte Augen, und dann muß ich requiriren, und diesen armen Menschen mangeln die Sachen selbst, die ich für meine Leute und Pferde brauche und ihnen wegnehmen muß! Für mich zahle ich natürlich immer gleich. Gestern als ich einer armen Frau einen Taler gab, fing sie bitterlich an zu weinen. Ich sagte lachend „Was geht Sie denn an, was aus mir wird?“ und erhielt in schönsten Sächsisch die Antwort „Na hören se, mein kuter Herr, des dut Genem doch leid.“ Von unserer weiteren Bestimmung weiß ich noch nichts.

#### Weißkirchen bei Grottau.

Der Marschbefehl nach Weißkirchen kam heut früh, ich war sehr froh, denn der Schmutz in Grottau war unbeschreiblich, ich wohnte sogar in der kleinen Stadt selbst schließlich, um ein besseres Quartier zu bekommen, kam aber von der Scylla in die Charibdys. Unzählige Wanzen sah ich herumspazieren, gestochen haben sie mich nicht, da ich in meine Pferdedecke eingewickelt war. Eine Viertelstunde von diesem Schmutznest entfernt liegt das genaue Gegenteil davon, eine herrliche poetische alte Burg, die dem Grafen Clam-Gallas gehört, sie heißt Grafenstein. Unser Brigadefeldkommandeur, auch mein Freund Brandenburg liegen dort in Quartier. Die malerische alte Burg liegt von schönsten Waldungen umgeben auf einem Berg. Das ganze war wie eine Theaterscene, viele Officiere in den verschiedensten Uniformen standen herum, Pferde stampften auf dem Schloßhof, und eine Menge Burschen und anderes Militär vervollständigte das bunte Bild. Eine Musikkapelle



spielte allerhand hübsche Weisen und dabei saßen viele Zuhörer und genossen bei einem Glase Bier den schönen Abend. Auf den umliegenden Bergen war das ganze Regiment gelagert und gab die nötige Staffage. Alte Bekannte anderer Regimente, Dragoner, Kürassiere traf ich dort, dann lud mich Brandenburg zu Tisch ein. Ein sehr gutes Souper gab es, natürlich von Clam-Gallas bezahlt, nach welchem ich in guter Laune heimritt in mein Wanzenquartier. Heute habe ich ein hübsches, sauberes kleines Zimmer bei einem Bauer, dessen Frau in die Berge geflohen ist. Er sah mir aber an, daß ich es nicht schlecht mit ihm meine, und rief seine Frau zurück. Meine Leute benehmen sich anständig wie gute Soldaten, nicht wie eine Räuberbande.

Ich weiß den Namen dieses kleinen Dorfes nicht.

Heute ist ein aufregender Tag. Wenige Stunden von hier ist ein Gefecht vielleicht ein sehr wichtiges für Preußen gewesen. Ich hoffe es, denn das Geschützfeuer, das wir am morgen hörten, wurde bald leiser und verstummte gegen Mittag ganz. Ein Beweis, daß wir avancieren. Vorgestern Abend um zehn Uhr begann das Gefecht, zwei Kompanien der 4ten Jäger kämpften bis zum Morgen, gegen eine große österreichische Uebermacht. Sie richteten mit ihren Zündnadelbüchsen ein großes Blutbad an, und verloren selbst nur 60 Mann. Ich sprach einen der Jäger in Reichenberg heute Morgen, der mir sagte, die Nacht sei herrlich gewesen! Gestern brachten die Oesterreicher ihre Renommierbrigade, auch die „Eiserne“ genannt, ins Feuer. Sie nahm auch Gurnau, wurde aber von der ersten unserer Brigaden, die auf dem Kampfplatz erschien, wieder herausgeworfen. Dann wiederholte sie die Attade noch mehrere Male, wurde aber jedesmal mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Gestern wurden 5000 gefangene österreichische Soldaten, darunter drei Offiziere, nach Görlik gebracht. Brandenburg war ihnen begegnet und erzählte mir, sie hätten eigentlich recht vergnügt ausgesehen, vermutlich weil sie sich nicht mehr in Lebensgefahr befanden. Einer der Officiere hätte ihm gesagt, gegen unsere Zündnadel könne ihr Bayonettangriff nichts ausrichten.

Abends.

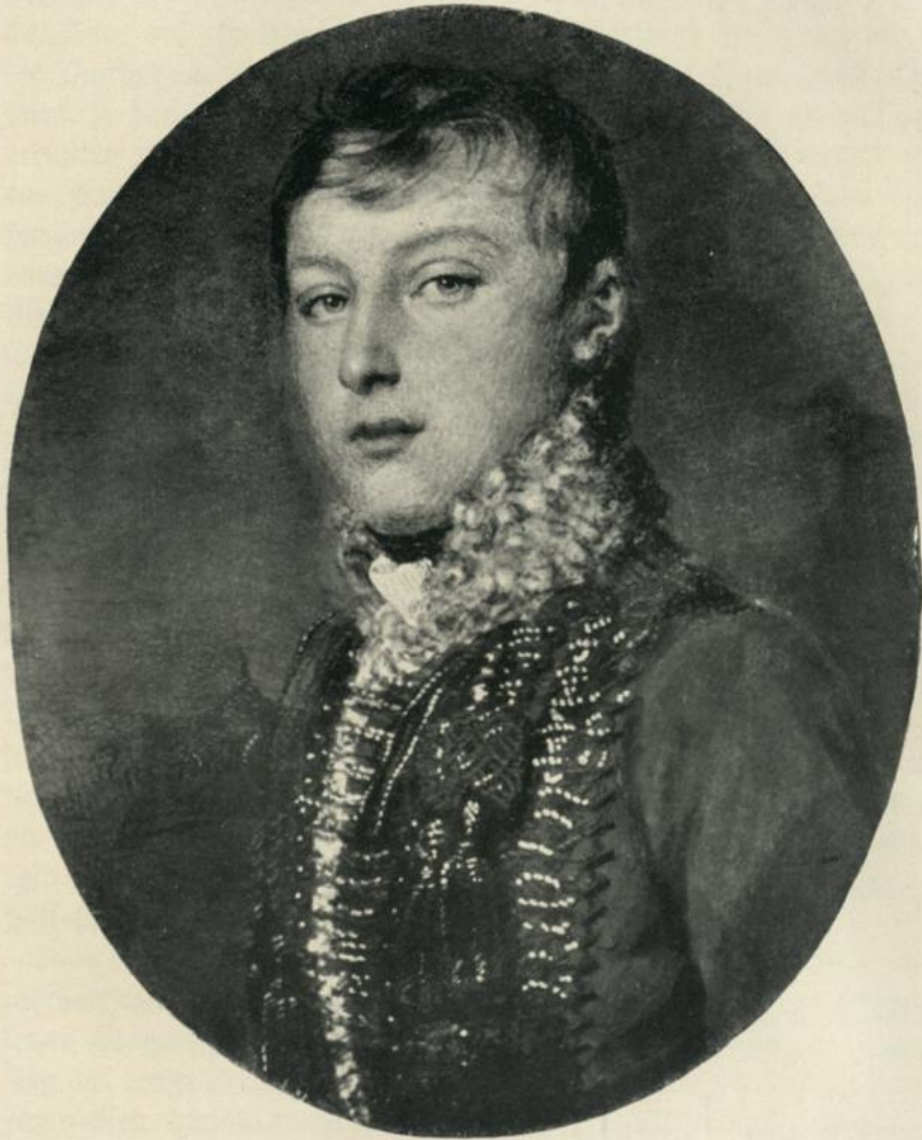
Dorthin begegneten auch mir auf der Chaussee 25 gefangene Oesterreicher, müde und abgehehrt sahen die armen Kerls aus, einige ganz junge Leute, einige ältere. Machten aber keinen sehr todesmutigen und erschreckenden Eindruck.

Im Bivak bei Sidin.

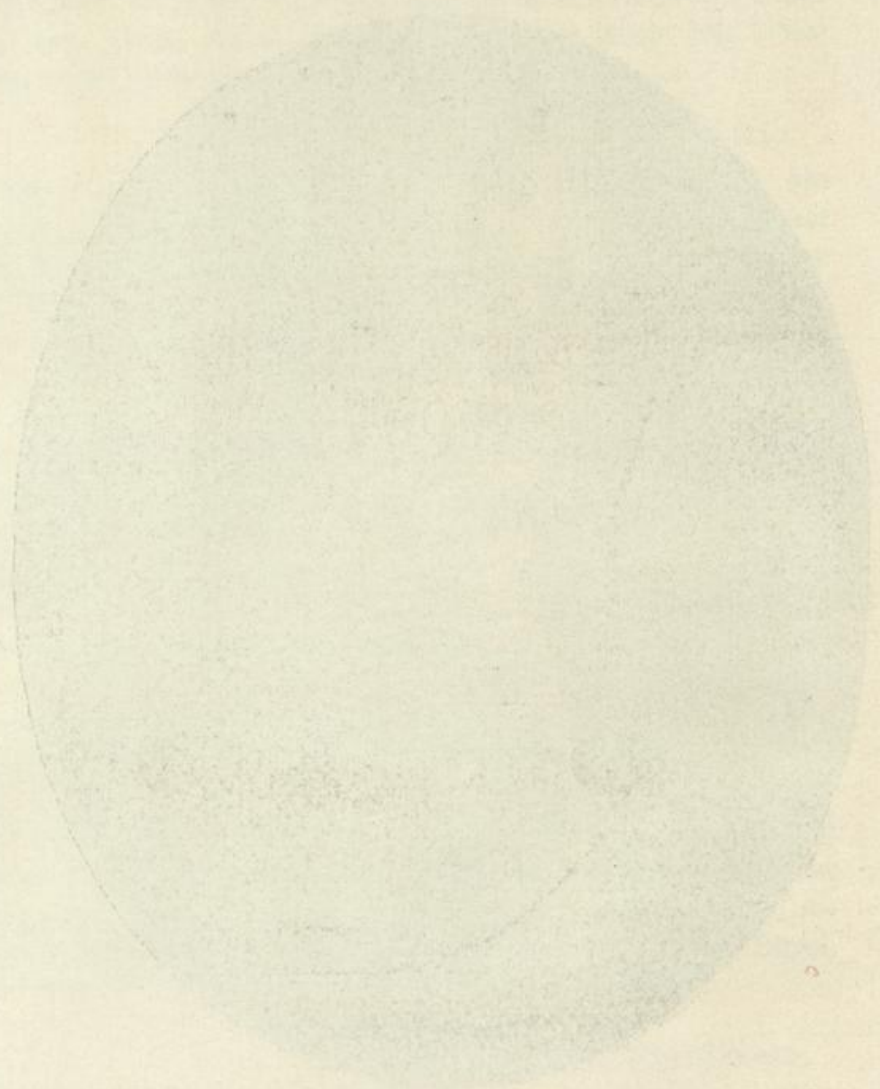
Heute erwarten wir die Armeen des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl, Wir haben heiße Tage hinter uns, aber mein Regiment ist nur wenig beteiligt gewesen. Die letzten Tage mit ihren überwältigenden Anstrengungen sind fast zu viel für Mensch und Tier. Um ein halb zwölf Uhr Mittags ausgerückt, bis elf Uhr Abends marschirt, dann ins Bivak, Alarm um halb drei Uhr Morgens. Der Tag war recht hart, besonders weil es gar nichts zu essen gab und wir bis um ein halb vier im Sattel saßen. 25 Stunden mit einer mangelhaften Ruhepause von drei Stunden. Um vier Uhr Morgens kamen wir auf das Schlachtfeld von gestern Abend mit alle seinen Schrecken. Tote und Verwundete rings umhergestreut und alle möglichen schrecklichen Scenen. Ich mußte meine ganze Energie zusammennehmen um mir nichts anmerken zu lassen, aber einige meiner Leute waren doch leichenblaß. Hinter dem Schlachtfeld wurden wir zum recognosziren vorwärts geschickt, ich dachte einen Augenblick, wir würden in Aktion treten, dies war aber nicht der Fall. Die Oesterreicher waren schneller wie wir, ließen aber einige hundert Gefangene in unsern Händen. Arme Teufel, mehr oder weniger froh die Schlacht glücklich hinter sich zu haben. Vor einer Stunde fand ich einen armen verwundeten Ungarn im Wald, wo meine Pferde getränkt wurden. Nun bin ich wieder im Bivak, habe mich seit 48 Stunden nicht waschen können.

3. Juli 10 Uhr Abends.

Eine glorreiche Schlacht haben wir geschlagen, und Gottes Güte hat mich beschützt. Zeitweise waren wir unter starkem Geschützfeuer. Ich habe kein Licht, um schreiben zu können, sitze hier am Bivakfeuer.



Victor von Alten im Jahre 1816  
Gemalt von François Richard



Biwak auf dem Schlachtfeld 4. Juli.

Um drei Uhr Morgens verließen wir das Biwak, und nahmen unsere Stellung in der Ordre de Bataille unserer Brigade ein. Gegen 7 fing der Tanz an, ein lebhafter war er! Die Geschütze donnerten bis in die Dunkelheit, und zuletzt machte mir der Lärm kaum mehr Eindruck, so hatte ich mich daran gewöhnt. Gegen 11 Uhr Vormittags erhielten wir das erste Feuer, Rittmeister von Bodelschwingh von den Garde Dragonern wurde einige hundert Schritte von mir entfernt tödtlich getroffen. Dann folgten noch einige Stunden des Wartens, dann endlich kam die Attacke gegen österreichische Ulanen und Husaren. Meine Leute machten ihre Sache vorzüglich, und bald war das Feld gesäubert. Dann kam der schwerste Moment des ganzen Tages, ein untätiges Halten oder vielmehr ein langsames Avanciren in schwerem Artilleriefeuer. Beinah zwei Stunden mußten wir dies ertragen, aber wir hatten merkwürdig viel Glück dabei. Granaten schlugen auf 100, 60, 30, 20 Schritt zur rechten, wie auch zur linken Seite von uns ein, und wir verloren nur einige Pferde und hatten einige Verwundete. Um 9 Uhr schwieg das Feuer, und die Schlacht war aus. Wir gingen nun ins Biwak auf dem Schlachtfeld, in dasselbe, das Tags zuvor die Sachsen und Oesterreicher inne gehabt hatten. Ich fand sogar in der Biwaksgasse meiner Schwadron einen gefallenen, sächsischen Dragoner, in dessen Nähe ich nun die Nacht verbrachte. Ein unheimlicher und kalter Nachbar, aber mit Dankbarkeit zu Gott, der mich so gnädig beschützt und mit vielen Gedanken an meine Frau und Kinder schlief ich doch bald den Schlaf des Gerechten. Gestern wieder achtzehn Stunden im Sattel. —

Man kann sich, wenn man es nicht gesehen, keinen Begriff vom mörderischen Anblick des Schlachtfeldes, keine Idee von der schauerlichen Großartigkeit dieser 12 Stunden machen. Ich habe den ganzen Tag das ernste Panorama vor Augen gehabt, da wir auf einem Höhenzug hielten, der die ganze linke Flanke dominirte. Die ersten Granaten aufschlagen zu sehen, ist etwas aufregend, zumal wenn es wie bei uns in einem Defilee geschieht und man zurückgehen muß. Allmählich gewöhnt man sich daran, zumal wenn die Sorge für die eigenen Truppen dazu kommt. Ich dachte eigentlich während der Attacke

mit Granatfeuer nur an meine eigenen Leute, denn die Kerls waren rein des Teufels und wollten immer einzeln vorgehn. Wie gesagt, man stumpft ab, ißt, raucht und lebt das bißchen Leben, was eventuell noch übrig bleibt, im vollen Maße. Ich selbst hatte alles aufgegessen, was ich bei mir hatte, das heißt ein Stück Kommisbrot, und hatte gegen Mittag nur noch etwas Chocolate im Pistolenhalfter. Glücklicherweise bemerkte ich bei einem kurzen Halt einen toten österreichischen Mann dicht neben mir und ließ von einem Unteroffizier bei diesem nach Brot suchen. Er fand ein Stück und ich aß es mit etwas Chocolate als mein Mittagbrot auf. So ist der Mensch. Die ersten schrecklich verstümmelten Leichen waren mir doch auf nüchternen Magen unangenehm, und ich mußte einen Augenblick das Rauchen lassen, sonst selbst in einigen Lazaretten habe ich kein körperliches Unbehagen verspürt. In der Action ist alles nicht so schlimm, nur das Warten, das entsetzliche Warten stellt an die Nerven die stärksten Ansprüche.

Einen fliehenden Feind zu verfolgen ist eine höchst angenehme und herzerfrischende Sache, aber gleichzeitig nicht nur ermüdend, sondern auch langweilig. Nie Ruhe, nirgends Rast, sondern immer im Sattel und von Ort zu Ort, mit, wie die Oesterreicher sagen „affenartiger Geschwindigkeit“! Meine Gesundheit ist recht gut, wenig Nahrung, keine Ruhe, Biwaks im nassen Getreide oder in feuchten Wiesen, alles geht spurlos an mir vorüber. Die Schlacht bei Königgrätz kostete uns 14 000 Mann Tote und Verwundete, den Oesterreichern an ebensolchen 15 000, außerdem 20 000 Gefangene. Ihr Rückzug ist eine Debandade, es sollen alle Truppen, Kavallerie, Artillerie, Infanterie wild durcheinander marschieren. Die Elbbrücken sind, wie uns drei österreichische Gefangene die ich einbrachte, mitteilten, durch Kavallerie nicht mehr zu passiren gewesen, sie hat daher die Elbe durch Furten überschreiten müssen, wobei viele Leute ertrunken sein sollen. Gablenz hat den Tag nach der Schlacht beim König um Waffenstillstand gebeten, indem er den Zustand der Armee als trostlos schilderte, worauf der König ihm geantwortet haben soll, er habe nie den Krieg gewollt und sei durch allerlei Intrigen dazu gezwungen worden, nunmehr aber könne von einem Waffenstillstand nur die Rede sein,

wenn ganz Böhmen geräumt und alle festen Plätze unverzüglich übergeben würden! Gablenz soll nun um Instruktionen nach Wien telegrafirt haben und gestern wieder im Großen Hauptquartier gewesen sein.

Libochau, Mähren. 11. 7. Mittwoch.

Wir marschieren täglich vier Meilen, sind nicht weit von Brünn und vielleicht zwanzig Meilen von Wien. Wir hören nichts vom Kriegsschauplatz und leiden sehr unter Regen und Kälte sowie an mangelnder Nahrung für Mannschaft und Pferde. Direkt zu hungern brauchen wir ja nicht, aber ein wenig Milch, ein paar Eier und etwas schlechte Suppe, sind für einen hungrigen Mann nicht gerade genügend. Ich war krank, hatte Sieber bekommen, weil ich zu lange in nassen Sachen geblieben war und gräßliche Kopfschmerzen! Die jungen Offiziere meiner Schwadron waren aber so nett zu mir und nahmen möglichst viel Arbeit auf sich, damit ich mich ausruhen könnte.

Freitag.

Heut morgen klang die Kriegstrompete wieder, um zehn Uhr marschirte das Regiment ab und dachte bald mit andern eine große österreichische Kavallerie-Abteilung attackiren zu sollen. Wir wurden aber durch einen Ordonnanzoffizier eingeholt, der uns zurückdirigirte. Eigentlich hatte ich mich auf einen frischen fröhlichen Reiterkampf gefreut! Der Morgen war so herrlich und kühl, und nach fünf Tagen Ruhe fühlte ich mich so fähig und frisch. Dann sah ich traurig auf meinen Rock der nun wohl vom Pour le Mérite ungeschmüdt bleiben wird. —

Angern an der March. 20. Juli.

Jetzt sind wir zu meiner großen Freude wieder bei der Kavalleriedivision, da erhält man doch mal Zeitungen und Briefe. Letzter Tage war ich in einem Schloß der Grafen Piatti einquartirt und verbrachte die Nacht in einem wundervollen Schlafzimmer, dessen Wände mit Seide bezogen waren, und dessen Riesenbett so weich und behaglich war. Nachmittags wurden wir plötzlich alarmirt und uns mitgeteilt, daß wir noch vor dem An-

bruch der Nacht den Rayon unsers Kavalleriecorps erreichen müßten. Man sprach sogar von einer entscheidenden Schlacht, die in der Nähe Wiens geschlagen werden sollte. Um halb sechs begannen wir nun in aller Eile unsern fünf Meilen langen Marsch. Stunde auf Stunde strömender Regen, zuletzt stöckdunkle Nacht, ich war so schläfrig, daß ich beinahe vom Pferde fiel. Gegen Morgen gingen wir ins Bivak, aber ich war ‚Capitaine du jour‘ und konnte mir auch dann noch keine Ruhe gönnen. Gegen neun Uhr Morgens waren wir wieder im Sattel, nahmen uns aber für die letzten drei Meilen etwas mehr Zeit. Unterwegs begegnete mir Prinz Friedrich Karl, der mich wie er meistens tut mit „Bonjour, Chevalier, comment va la santé?“ anredete. Ich antwortete, wie ich meistens tue, mit „mille grâces, Monseigneur, la santé est excellente“. Der Prinz erzählte, daß Benedek sehr vernünftige Vorschläge gemacht hätte von Wien. Wie glücklich sind wir doch Preußen zu sein, und welche leuchtende Zukunft liegt vor uns!

Burg Loosdorf. Niederoesterreich.

Wieder zwei Bivaks seit Brünn und solche Hitze, daß ich es fast nicht mehr aushalten konnte. Meine armen Leute und Pferde! Drei Pferde sind mir auf dem letzten Marsch gefallen. Unsere Wege sind fast ganz schattenlos und die Sonne brennt auf uns herunter. Wolken von Staub und von Morgen bis zu Mittag kein Wasser. Mich wundert es, daß ich noch keinen Sonnenstich bekommen habe, denn die Sonne brannte wie Feuer auf meinen Tschapka, sodaß ich mir an den Metallteilen die Finger verbrannte. Dies hört sich unglaublich an, ist aber doch wahr. Von 5 Uhr Morgens bis um drei oder vier Uhr Nachmittags im Sattel, dann endlich im Bivak oder Quartier. Das ist unser täglich Brot. Heute sind wir im Schloß eines Grafen Collalto, eines sehr netten alten Herrn. Seine Familie besteht aus seiner Frau, zwei Söhnen, mehreren Töchtern und einem Schwiegersohn. Die Töchter sind nicht hübsch, aber so nett und freundlich, die armen Kinder haben die Tränen in den Augen, wenn sie von dem Unglück sprechen, das ihr Land befallen hat. Es ist schwer so als Feind zu seinen Standesgenossen zu kommen, man möchte alles andere lieber als ihr ungebetener Gast sein und ist doch dazu ge-



zwungen. Ich habe mich aber schon sehr mit einem der Söhne angefreundet. Das Schloß ist alt und hat schöne große Räume und gute Betten mit seidnen Vorhängen. Das Diner war aber sehr bescheiden und sehr kärglich, der junge Graf vertraute mir an, daß die armen Leute kaum wissen, wie sie leben sollen.

Bistrau. 19. 8.

Zwölf Stunden Schlaf in einem guten Bett, schöner warmer Sonnenschein und zwei liebe Briefe haben einen ganz andern Menschen aus mir gemacht. In der vorigen Woche hat die Cholera in Böhmen und Mähren viele Opfer gefordert. In Brünn und andern Orten, wo Lazarethes sind, hat sie besonders gewüthet. Die Dörfer durch die wir marschirt sind hatten jedes täglich 6 bis 8 Fälle zu verzeichnen, aber meine Leute sind Gottlob alle gesund geblieben. Ich passe aber auch wie ein Teufel auf die Schwadron auf. Bistrau, wo ich jetzt liege, ist wegen seiner Lage, einer der Orte, den die Cholera meist verschont hat, also hatten wir anscheinend Glück hierher zu kommen. Ich fürchte mich nicht vor der Cholera, besonders jetzt, wo die Krankheit schon im Abnehmen ist. Häßlich ist es zu sehn, wie man unsere armen Soldaten manchmal beerdigt! Die Truppen lassen die Erkrankten zurück, und man kann sich denken, wie die Einwohner sie verpflegen, es sterben auch die Meisten. In Tarspitz sah ich einen armen Teufel vom 32. Regiment, der an der Cholera gestorben war, in der Nähe des Kirchhofs liegen, der Arme war ganz nackt, nur mit einem alten Mantel zugedeckt, der betrunkene Totengräber hatte ihn dort hingelegt. Ich rief einige meiner Leute, und wir gaben ihm ein würdiges Begräbniß. Das sind die traurigen Folgen des Krieges, in dem sich die Gemüther allmählich abstumpfen.

Bistrau. 15. 8.

Jetzt glaubt man fast an Complikationen mit Frankreich. Die französische Presse redet mal wieder sehr viel, sie ist wie ein kleiner böser Köter, der auf Befehl des Louis Napoleon kläfft. Ein merkwürdig gewählter Augenblick, jetzt während der Friedensverhandlungen den Krieg mit uns zu beginnen. Vielleicht will Frankreich auch ein kleines

Trinkgeld von uns erzwingen! Bismarck wird sie schon durchschauen mit seinem ruhigen Blick. Bange machen gilt nicht. In unsere Zukunft und in diesen großen Mann setze ich alles Vertrauen. Alles wird schon bald gut zu Ende geführt sein.

Bistrau 18. 6.

Einer unserer Offiziere, Graf Beust, erhielt einen Brief von seinem Vater aus Berlin, daß Napoleon uns vor einigen Tagen sehr geärgert habe, jetzt aber sei alles erledigt. Hier herrscht Langeweile und schlechtes Wetter, Spazierritte fast unmöglich. Ich trinke als Trost bei Tisch den guten Ungarwein, nachher besichtige ich dann meine Pferde, die von den Strapazen recht mitgenommen sind. Morgen gebe ich ein Tanzfest. Ein großer Raum wird mit Lampen, Pistolen, Immergrün, Guirlanden aufs Festlichste geschmückt, dazu stifte ich Cigarren, Punsch und Kuchen. Hoffentlich haben sich meine Ulanen einige böhmische jungen Damen als Tänzerinnen verschafft. Die Mädels sind hier recht garstig, also werde ich wohl nicht viel Schönheit zu sehn bekommen.

Soviel aus den Aufzeichnungen meines Bruders, der in diesem traurigen Kriege so gnädig vor Verwundungen und der schlimmen Cholera beschützt wurde. Ich erhielt aber eine Nachricht, die mich sehr betrückte. Bald nach Königgrätz wurde der Gatte meiner Freundin Anna Schulenburg schwer verwundet und starb wenige Stunden nach seiner Aufnahme in ein Lazarett. Schulenburg war Leutnant bei den Ascherslebener Husaren, war bis zum Schluß der Schlacht von Königgrätz unverlezt geblieben, mußte dann mit seinem Zug eine Anzahl Gefangener begleiten und wurde aus ihren Reihen meuchlings erschossen. Er hatte den Gefangenen die Waffen nicht abgenommen, da er eine so abscheuliche Tat nicht für möglich hielt. Die Wut seiner Husaren war unbeschreiblich, und der Mörder entging seiner Strafe nicht.

Mit den Schlachten von Langensalza und von Königgrätz war nun der Krieg, der so viele Opfer gefordert, so gut wie beendet, und die diplomatischen Verhandlungen kamen wieder an die Reihe. Der

ganze Feldzug in Böhmen war doch, bis auf Trautenau, ein Sieg nach dem andern. Später hat mir mein Mann oft von 1866 erzählt und von seinen Erlebnissen in dem böhmischen Feldzug. Ein unvergeßlicher Augenblick würde ihm immer die Begegnung unseres Kronprinzen mit seinem königlichen Vater nach Sadowa bleiben, sagte Albedyll, als der hohe Herr seinem Sohne den Orden pour le Mérite umhing. Ringsumher Tote und Verwundete, und dabei ein Jubel der Begeisterung, der selbst die Sterbenden noch in seinen Bann schlug. Mein späterer Gatte hatte aber 66 eine sehr unangenehme Erfahrung, er erkrankte sehr schwer an der Cholera. Er wurde in einem Güterwagen mit der Eisenbahn weitertransportiert, und sein Freund Graf Lehndorff ließ sich durch keine Ansteckungsgefahr abschrecken und begleitete ihn. Albedyll behauptete immer, er habe ihm das Leben dadurch gerettet und hat es ihm nie vergessen! Doch nun zurück zu der Familie Alten.

Nachdem wir endlich vom Haag aus gute Nachrichten über Carl erhalten hatten, erbat ich mir von den Eltern die Erlaubnis, die arme Anna Schulenburg in Harkerode, wo sie mit ihrem kleinen Mädchen bei den Eltern weilte, besuchen zu dürfen. Ich blieb fast den ganzen Monat August in Harkerode, und hatte die Freude zu sehen, daß meine Gegenwart der schwerkgeprüften Freundin eine Wohlthat war. Mit mir sprach sie freier über ihren Herzenskummer als mit ihren Eltern. Ich nahm ihr auch viel ihr Töchterchen Anna ab, die ein liebes, kleines, lebhaftes Ding war, die mich oft nach dem Vater frug und warum er nicht komme? Wir gingen häufig spazieren, die schöne Waldluft tat Annas schmerzdem Kopf wohl, die Arme war sehr nervös und litt zeitweise an heftigem Kopfweh. Harkerode liegt nah am Harzgebirge in sehr hübscher Lage, und seine Luft ist nervenstärkend und ozonreich.

Von Harkerode kehrte ich nach Wilkenburg zurück; einige Tage darauf fuhr ich mit meiner Schwester Helene nach Berlin, wo zwar genug Cholerafälle vorgekommen waren, die aber den allgemeinen Enthusiasmus nicht wesentlich störten. Wir wohnten in einem kleinen Garni in der Neustädtischen Kirchstraße, denn alle Hotels waren überfüllt, besonders solche, die in der Straße Unter den Linden gelegen

waren, ein Fenster dort wurde oft mit Hunderten bezahlt. Von der Neustädtischen Kirchstraße ließ sich auch schnell und bequem die russische Botschaft erreichen, von wo aus wir den Einzug der Truppen ansehen sollten. Im Augustahospital pflegte seit Beginn des Krieges meine Schwester Baldine, die nach ihrer Scheidung von Graf Grote barmherzige Schwester werden wollte. Mir war es natürlich höchst wichtig, das Krankenhaus, an dem meine Schwester tätig, genau anzusehen. Baldine sah wunderhübsch aus, die einfache Schwestertracht stand ihr vorzüglich. Sie trug ihre glänzenden dunklen Haare schlicht geschheitelt, und der ihr so eigentümliche sanfte Blick gab ihr etwas sehr Rührendes. Sie war eine reizende kleine „Sister of Mercy“. Aber lange hat sie sich diesem ernststen Beruf nicht gewidmet, zu dem sie auch nicht sehr geeignet war! Baldine führte mich im Augustahospital herum und zeigte mir alle Einrichtungen sehr stolz und wichtig, und ich sah, wie die armen Verwundeten sich freuten, wenn sie mit ihnen sprach und wie sie meiner hübschen Schwester voll Bewunderung nachblickten.

Der Einzug der Truppen am 20. September war wundervoll und wir konnten von dem großen Balkon der russischen Botschaft aus jeden einzelnen erkennen. Es war ein erhabener Anblick, den alten König an der Spitze der Truppen, umgeben von Bismarck, Moltke, Roon, vorbeireiten zu sehen, und lauter Jubel begrüßte den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Carl. Dann kamen die siegreichen Truppen des Gardekorps und Deputationen verschiedener anderer Armeekorps und Regimenter, von ihren Angehörigen und dem begeisterten Volk mit Lorbeer bekränzt. Carl, der wußte, von wo sich seine Schwestern den Einzug ansehen wollten, sah nach dem Balkon herauf und salutierte ritterlich mit dem Degen, was mich nicht wenig beglückte, wie stolz war ich auf meinen Bruder! Spät abends zogen wir trotz strömenden Regens aus, um uns die Illumination der Straßen Berlins anzusehen, die sehr schön war. Alles Kerzen und bunte Ballons, einige Gasbeleuchtungskörper und viele, viele Blumen; dazwischen sah man immer wieder die Büste des Königs und der Prinzen. Eine große Menschenmenge wogte durch die Straßen. Unser Weg führte uns durch manche kleine Straße hinter dem Roten

Schloß und an der Kurfürstenbrücke, und da war kein noch so kleines Haus, ärmlicher Keller oder Dachfensterchen, das nicht einige Lichtchen angezündet hatte. Ich habe später noch oft Berlin illuminiert gesehen, wohl schöner und großartiger, mit dem elektrischen Licht standen ja auch ganz andere Mittel zur Verfügung, aber so allgemein bis in die bescheidensten Häuser nie, kein Fenster blieb dunkel! Trotz aller Siegesfreude wurde man aber durch und durch naß, denn der unerbittliche Regen strömte hernieder, und in dem Gedränge konnte man unmöglich einen Schirm aufspannen.

In Hannover fand ich alles ganz verändert, und ich schränkte meine Besuche dorthin nach Möglichkeit ein. Alle vornehmen hannoverschen Familien waren auf ihren Landsitzen und hatten auch die feste Absicht, Herbst und Winter dort zu verbringen. Preussisches Militär hatte die Kasernen inne, mit unsern hannoverschen Truppen war es für immer vorbei! Dieses Gefühl hatten wohl alle Hannoveraner, aber in der Tiefe ihres Herzens hegten sie doch immer noch die Hoffnung, daß die Okkupation aufhören und der König wiederkehren würde.

Auch in Wilkenburg verlief der Herbst sehr still, da Hannover so verlassen und unsere Besuche von dort ausblieben. Wie fast in jedem Herbst gingen wir auch in diesem Jahr auf acht Tage zu Steinbergs nach Brüggen. Steinbergs waren seit langen Jahren mit meinen Eltern befreundet, ihr schöner Besitz Brüggen bietet landschaftlich alles, was man verlangen kann, Berge, Wald, Wiesen und einen herrlichen Park. Das Haus, ein geräumiges, altes Gebäude, ist die Zierde der Gegend zwischen der Marienburg und Nordstemmen. Die Marienburg, ganz nach Angaben der Königin Marie von Hannover, nach ihrem Geschmack erbaut, war kurz vor 1866 fertig geworden. Das Schloß sollte seiner hohen Herrin ein Sommersitz werden, sie hat aber nur kurze Freude an ihrem hübschen Besitz gehabt! Mein Vater war immer gern in Brüggen, sowohl als Jäger wie als Landwirt, in diesem verhängnisvollen Jahre aber sehnte er sich danach, mit seinem Freunde über die Ereignisse des verfloffenen Sommers zu reden und sich von Herzen darüber auszusprechen. Meines Vaters Ansichten, man muß bedenken, er war preussischer Grund-

besitzer und Vater eines preußischen Offiziers, waren wohl nicht immer dieselben, wie die seiner hannoverschen Freunde, aber ein treuer Hannoveraner und Anhänger seines Herrscherhauses ist er bis an sein Lebensende geblieben. So tauschten nun die beiden alten Freunde ihre Ansichten aus, meine Mutter und Frau von Steinberg gingen viel zusammen spazieren, und ich schloß mich ihnen an oder streifte allein umher. So verging die Zeit im Fluge und bald nahte der Tag unserer Abreise.

Im Winter 1867 lud mich Helene auf längere Zeit nach Dresden ein, ich folgte ihrer Einladung auch nur zu gern, denn Hannover war ja so verändert! Das Leben dort war ein ganz anderes geworden, bis jetzt konnten sich meine Eltern nicht entschließen, Anknüpfungspunkte in der uns so fremden neuen Geselligkeit, die hauptsächlich in Militärkreisen bestand, zu suchen. Dresden hingegen merkte man kaum irgend eine Veränderung an, es wurden Bälle und Soireen, wie bisher üblich, gegeben, der preußische Leutnant tanzte ebenso lustig, als wenn Königgrätz nicht gewesen wäre. Den preußischen Generälen hingegen merkte man es doch an, daß ihre Stellung keine ganz leichte. Mein Schwager hatte, da er noch kein passendes Haus gefunden, in einem alten Hotel, ich glaube es hieß Hôtel de Sage, eine ganze abgesonderte Etage bezogen. Ich erinnere mich noch an die wunderschönen geschnitzten Türen im Barockstil und an die gemalten Zimmerdecken. Bloudoffs richteten sich sehr gemütlich dort für den Winter ein, und bald begann bei ihnen ein reges geselliges Treiben, da sowohl Bloudoff wie Helene zu den Menschen gehörten, die gern einen großen Bekanntenkreis um sich versammeln. Oft gingen wir in das königliche Theater, an dem vortreffliche Kräfte tätig waren, zudem ist das Haus so reizend, daß es selbst ohne Vorstellung ein Vergnügen wäre, hinzugehn, um es zu bewundern! Bei einem unserer Theaterbesuche sah ich, als wir einen nicht für jedermann erlaubten Eingang benutzten, einen überraschenden Anblick, eine himmelblaue, mit Blumen bemalte Portefaise. Bis dato hatte ich dergleichen nur auf Bildern gesehen! Ganz Kokoko war sie, getragen von zwei gelbgekleideten Dienern mit weißgepuderten Köpfen! Meine Schwester verbeugte sich tief, wandte sich dann zu mir und sagte lachend über

mein verdutztes Gesicht: „Das ist Prinzessin Sidonie, sie läßt sich stets in ihrer Portechaise hierhertragen.“

Die Hofbälle waren ganz besonders schön, die Räume enthielten so viele Kunstschätze, daß das Auge sich gar nicht satt daran sehen konnte. Es fanden sich auch freundliche Menschen, die im Schlosse Bescheid wußten und mir Bilder und Porzellan und andere merkwürdige und historische Gegenstände erklärten. Die Bälle am sächsischen Hofe sind mir immer etwas steif vorgekommen, in meinem lieben Hannover waren sie viel ungezwungner und belebter. Kronprinz Albert war ein sehr liebenswürdiger und scharmanter Herr, der auch in Privatreisen viele Bälle und Diners besuchte. Bei Hof aber ging es sehr formell her; eine sehr originelle Etiquette bei großen Galahofesten war, daß eine Whistpartie von König und Königin mit Damen der Diplomatie gespielt wurde. Dabei ging es nach Rang und Würden, und man wurde nicht gefragt, ob man des Spieles auch mächtig sei! Meine Schwester Helene als Gattin des russischen Gesandten wurde öfter zu dieser Partie befohlen, sie konnte aber nicht eine Karte von der andern unterscheiden, und so war ein Kammerherr, der hinter ihrem Stuhle stand, so freundlich, ihr Spiel zu dirigieren. Es war eine sehr komische Situation für Helene.

Meine kleinen Nichten hatten ein sonderbares Lieblingstier, nämlich einen jungen Hasen! Im Herbst vorher hatten sie ihn vom Jäger, der das Tierchen hilflos im Walde gefunden, geschenkt bekommen. Mrs. Nathan, die Engländerin, die schon lange Jahre im Bloudoffschen Hause war, fütterte das Häschen wie ein kleines Kind mit Milch aus einer Flasche, und es gedieh vortrefflich! Als der Hase, Peter genannt, noch klein war, war er allerliebste, spielte mit den Kindern wie ein junger Hund, sprang auf Tisch und Bänke und lief frei in Hof und Garten umher, gehorsam auf den Ruf folgend. — Im Winter nach einem großen Diner, ereignete sich ein sehr komischer Zwischenfall, denn Freund Lampe hatte sein Lager in der Kinder Zimmer unbeachtet verlassen und begab sich auf Entdeckungsreisen. Zuerst suchte er Bloudoffs geheiligte Räume auf und machte sich's auf dessen Schreibtisch bequem, nicht zum Vorteil der dort liegenden Manuskripte. Bald aber wurde es dem kleinen Unhold dort zu langweilig und er

begab sich weiter, kam in Helenens Salon, wo er ihre Dinergäste vor-  
 fand, die er sich neugierig betrachtete. Dann setzte er in wilden  
 Sprüngen von einem Möbel auf das andere, alle Jägerherzen unter  
 den Geladenen freuten sich gewiß, aber bei den Damen erregte er  
 doch wohl einiges Mißtrauen, denn er setzte sich ungeniert auf ihre  
 schönen seidnen Schleppen, vielleicht hielt er sie für bunte Wiesen!  
 Mir wurde der Auftrag, Freund Peter zu entfernen, was mir mit  
 einem verlockenden Salatkopf auch bald gelang. Allmählich wurde  
 unser lieber Hase aber immer größer und stärker, die Räume wurden  
 ihm zu eng, er wurde sehr wild, warf Tische und Stühle um und zer-  
 störte mancherlei. Es wurde daher zum großen Kummer der Kinder  
 beschlossen, ihm die Freiheit, nach der er sich augenscheinlich sehnte,  
 zu schenken. Ein Halsband, auf dem sein Name stand, wurde ihm  
 angetan mit der Bitte an diejenigen, die ihn lebend oder tot fänden,  
 eine Notiz darüber in die Zeitung zu setzen. Es wurde ein Wagen  
 genommen, der die Engländerin und die Kinder eine ganze Strecke  
 aus Dresden herausfuhr, bis dicht an einen schönen Wald; dort er-  
 hielt der brave Peter seine Hasenfreiheit. Es flossen ihm viele Tränen  
 nach, meine kleinen Nichten weinten bitterlich, und auch Mrs. Nathan  
 ließ den Kopf hängen.